5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

# Kriegs-Zeitung der Hallischen Nachrichten

5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachrinnstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 207 — Halle, Sonntag den 28. Juli — 1918

# Die Ententetreibereien in Rußland.

(W. T. B.) Berlin, 27. Juli abends. (Amtlich.) An den Kampffronten auch heute ruhiger Tag.

## Ententepessimismus.

ep Genf, 27. Juli. Insolge der letzten Frontereignisse nimmt der Pessimismus der französischen Blätter bedeutend zu. Zeitungen, die gestern noch im Siegestaumel schwelgten, werden zurückhaltender und bedenklicher.

So schreibt Barrès im „Echo de Paris“: Man sagt, der Feind stehe sich zurück und werde bald seine Verteidigungslinien beziehen. Ich kann aber meinerseits diesen allgemeinen Hoffnungsstraum zerstören, denn ich fürchte, daß unsere Armeen bald ein neuer großer Schlag erwartet, und wenn Ludendorffs Anstrengungen von Erfolg gekrönt werden, bedeutet das einen neuen Kräftegewinn für seine Armee. An der Front südlich der Vesle nimmt der Feind wichtige Truppenkonzentrationen vor, die bald beendet sein werden.

Noch deutlicher und ernster schreibt General Berraux im „Oeuvre“, das kürzlich noch die Voilus nach Berlin marschieren ließ. Er mahnt zur größeren Wachsamkeit und weist insbesondere darauf hin, daß man jetzt die nötige Ruhe nicht verlieren dürfe. In dem Freudentaumel, der bereits am Ueberlaufen sei, dürfe man nicht alle Klugheit verlieren und die Möglichkeit eines Rückschlages nicht vergessen. Er fährt dann fort: „Denken wir an das, was nach Mülhausen folgte, vergessen wir nicht, was bei Antwerpen, an der Yser und seit der Marneschlacht geschah. Denken wir vielmehr daran, daß der deutsche Generalstab noch über bedeutende Bestände verfügt, die überhaupt noch nicht in Aktion getreten sind. Wir müssen auf der Hut sein!“

„Petit Parisien“ verkennt nicht, daß ein Erfolg Ludendorffs gerade in diesem Augenblick das Prestige des deutschen Generalstabes beträchtlich stärken würde. Das Blatt erwartet einen deutschen Gegenschlag vor der Hand noch nicht und wirft die Frage auf, ob die Engländer jetzt nicht die beste Gelegenheit hätten, zum Angriffe überzugehen.

h Haag, 27. Juli. „Holl. Nieuwes-Bureau“ meldet: Meldungen aus dem amerikanischen Hauptquartier weisen darauf hin, daß nun das Ende der Entente-Offensive eingetreten sei und daß man heftige deutsche Gegenangriffe erwarten müsse. Von einem weiteren Vormarsch der Entente könne keine Rede sein. Der Feind verfüge über Aussalktore, die der Entente erhebliche Schwierigkeiten bereiten könnten. Besonders treffe dieses auf das Gebiet nördlich der Marne zu. Ein Angriff der Entente sei heute doppelt schwer, weil der Feind an den Brennpunkten der Schlacht eine außerordentlich große Anzahl von Reservedivisionen zusammengezogen habe.

## Calais unter deutschen Bomben.

(W. T. B.) Bern, 27. Juli. „Progrès de Lyon“ meldet aus Paris: Das Bombardement von Calais in der Nacht zum Montag war außergewöhnlich schwer. Sehr großer Sachschaden. 27 Zivilisten kamen ums Leben. Es war das schwerste Bombardement, das Calais bisher erlebte.

## Englands Vasall.

(Z. U.) Genf, 27. Juli. Aus einer Meldung des „Petit Journal“ geht hervor, daß Portugal auf englischen Druck eine Vermehrung seiner Truppen an der Westfront beschließen mußte, obwohl die gegenwärtige Regierung größtenteils durch Unterstützung der kriegs- und ententefeindlichen Parteien ans Ruder gekommen ist.

## Wie die Entente in Rußland wühlt.

(W. T. B.) Moskau, 25. Juli. Die Beweise mehren sich, daß zwischen der Ermordung des Grafen Mirbach und den gleichzeitig in Moskau und anderen russischen Städten veranstalteten Umsturzversuchen, die sämtlich die Wiederaufnahme des Krieges mit Deutschland zum Ziele hatten, ein enger Zusammenhang besteht. Das Attentat gegen den Grafen Mirbach fand am 6. Juli nachmittags statt, und an dem gleichen Tage, fast zur gleichen Nachmittagsstunde begann der Aufstand in Jaroslaw, welchen dort am vorhergehenden Tage ein serbischer Major und zwei andere Ententeoffiziere sowie gegen Mittag des 6. Juli 106 Mann sogenannte Freiwillige des Nordens aus Wologda eingetroffen waren. Von Agenten der Entente wurde den aufständischen Weißen Garden zu Jaroslaw mitgeteilt, daß sie sofort loschlagen könnten. Starke Truppentransporte der Entente seien von Norden her bereits im Anrollen. Während der Kämpfe der folgenden Tage erklärte sich in Jaroslaw der Stab der Weißen Garde in einer offiziellen Bekanntmachung als mit Deutschland im Kriege befindlich und setzte die deutsche Fürsorgekommission mit ihren etwa 2000 Schutzbefohlenen (Kriegs- und Zivilgefangene) im dortigen Theater gefangen.

Der bekannte Zwischenfall Morawjew, der den Rücktritt der Rätetruppen zur Folge hatte, ereignete sich am 8. Juli. Morawjew war der Befehlshaber der gegen die Tschecho-Slowaken operierenden Truppen. Er war ein Abenteurer und nachweislich Bestechlichkeiten zugänglich. Es war der Entente gelungen, ihn für ihre Zwecke zu gewinnen. Morawjew proklamierte nicht nur ausführlich seine Zugehörigkeit zu den Tschecho-Slowaken, sondern gleichzeitig auch den Krieg an Deutschland, was ja auch die Mörder des Grafen Mirbach als Zweck ihres Attentates angaben. Die räumlich getrennten, aber zeitlich zusammenfallenden Ereignisse weisen deutlich auf eine einheitliche Leitung.

Petersburg, 25. Juli. Volkskommissar Trotzki erließ folgenden Befehl: Im Zusammenhang mit einer englischen und französischen Abteilung, die an der Murmanküste landete, und in Verbindung mit der offenkundigen Teilnahme französischer Offiziere an gegenrevolutionären Aufständen gedungener Tschecho-Slowaken befehle ich aufs strengste sowohl allen Institutionen der Militärbehörde als auch allen Militärdienststunden im allgemeinen, in keinerlei Weise den französischen und englischen See- und Landoffizieren Beihilfe zu leisten, ferner zu verhindern, daß sie sich von Stadt zu Stadt begeben, endlich sorgfältig auf alle ihre Handlungen zu achten als auf Handlungen von Personen, welche, wie die Tatsachen beweisen, fähig sind, gegen das Gebiet der russischen Republik und gegen das oberste Recht des russischen Volkes Böses im Schilde zu führen.

(W. T. B.) Bern, 27. Juli. Nach Meldungen der Newyorker Presse sind dort eine von 15 000 Amerikanern, Russen, Finnländern, Ukrainern, Litauern, Letten und Esten besuchten Versammlung statt, um zu dem von den Entente-Mächten beabsichtigten Einschreiten in Rußland Stellung zu nehmen. Einstimmig wurde eine Entschließung angenommen, in der die geplante Invasion in Rußland über Sibirien als Machenschaft der reaktionären Klassen der Entente und Rußlands gebrandmarkt und die amerikanische Regierung aufgefordert wird, die Sowjetregierung anzuerkennen und diesen hinterlistigen Feldzug der imperialistischen, reaktionären Camarilla zu verhindern.

## Rußland vor einer neuen Umwälzung?

h Haag, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) „Daily Chronicle“ meldet aus Stockholm: Nachrichten aus Finnland und Petersburg besagen, daß man in bolschewistischen Regierungskreisen wegen der Entwicklung der inneren politischen Lage und infolge des fortgesetzt aggressiver werdenden Auftretens der Tschecho-Slowaken mehr und mehr von der Notwendigkeit eines baldigen umfangreichen militärischen Vorgehens überzeugt sei. Bevor jedoch Maßnahmen getroffen würden, scheine die Petersburger Regierung die Wirkung der Nachrichten über die beschlossene Intervention Japans in Sibirien abwarten zu wollen, die vielleicht von selbst irgend welchen Einfluß auf die äußerst niedergeschlagene Stimmung der großen Mehrheit des russischen Volkes ausüben werde. Auch bezweifle man, ob die Sowjets genügend Autorität besitzen, umfassende Maßnahmen größeren Stils durchführen zu können. In schwedischen Kreisen herrscht das allgemeine Gefühl, daß die Sowjets den Höhepunkt ihrer Macht schon längst hinter sich haben und daß das heutige Wirken des inneren Zerfalls in wenigen Monaten ein völlig anderes Aussehen erhalten werde.

## Rußlands Schwierigkeiten.

(Von unserer Berliner Schriftleitung.)

Der Vorstoß der Tschecho-Slowaken erhöht mit jedem Tage die Schwierigkeiten der russischen Sowjetregierung. Inzwischen hat, wie gemeldet, Japan in London amtlich mitteilen lassen, daß es den Vorschlage Nordamerikas, die Tschecho-Slowaken in Sibirien zu unterstützen, annehme. Die Tschecho-Slowaken sollen also Hilfe erhalten, und die Not der russischen Regierung wird sich dadurch vergrößern. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß eine solche Unterstützung der Tschecho-Slowaken durch die Japaner ein militärisches Unternehmen in kleinem Maßstabe darstellen dürfte, während England von Japan die Aufstellung eines großen Heeres verlangt hatte. Dadurch besänftigt sich die Annahme, daß Japan nicht die Meinung haben dürfte, sich gegen Rußland treiben zu lassen, vielmehr sich die Hände für politische Beziehungen der Zukunft freihält. Im übrigen wird man abzuwarten haben, in welchem Maßstabe Japan sich an der Expedition der Tschecho-Slowaken zu beteiligen gedenkt. Die japanische Diplomatie ist viel zu gerissen, als daß sie nicht auf der einen Seite den Wünschen der Entente bis zu einem gewissen Grade dem Schein nach erfüllte, auf der anderen Seite Rußland zu weiterem politischen und wirtschaftlichen Entgegenkommen gefügig machte.

Gegenüber dem Einfall der ehemaligen Bundesgenossen auf russisches Gebiet hat nun Trotzki in einem Aufruf Front gemacht, indem er den Sowjetgenossen schilbert, die sich für Rußland aus diesem Verhalten der Entente ergeben könnten. Die Deutschen könnten gezwungen werden, die Kriegsoperationen im Osten wieder aufzunehmen, und dies müsse verhindert werden, namentlich um des Friedens willen, um dessentwillen Rußland doch mit Deutschland den Brester Vertrag abgeschlossen habe. Trotzki hofft mit diesem Hinweis seine Anhänger für die Bekämpfung der Tschecho-Slowaken zu gewinnen. Andernfalls werde Rußland unendliche Schwierigkeiten, namentlich wirtschaftlicher Natur, haben, mit anderen Worten: dann würde die Hungersnot hereinbrechen. Trotzki betont ganz richtig, daß die Tschecho-Slowaken doch nur im Solde der Entente stünden, wie ja auch der neulich Aufruf des Chefs der französischen Mission in Sibirien bewiesen hat. Das italienische Blatt „Perseveranza“ hat das auch noch einmal bestätigt, als es schrieb: Für die Entente komme es vor allem darauf an, Rußland in eine Lage zu versetzen, daß Deutschland in ihm überall den gleichen Schwierigkeiten begegne wie in der Ukraine. Daß das mit militärischen Kräften in Rußland selbst nicht zu erreichen ist, gibt das Ententeblatt selbst zu, wenn es meint, man dürfe sie nur in einem Umfange verwenden, um die jetzigen und künftigen Handelswege in die Hand zu bekommen, alles andere würde zu uferlosen Plänen im Osten führen und die Verbandssache dort gefährden, also mit anderen Worten: Rußland darf sich unter keinen Umständen friedlich entwickeln, darf keine eigene Politik treiben, denn dann bestände ja für die Entente die Gefahr, daß Rußland erstarkte und der Handel der Entente entglitte. Das muß in den Augen der Entente aber verhindert werden, denn die Entente legt Wert darauf, Rußland jetzt als Sklave zu ihrer Verfügung zu haben, damit es nach dem Kriege nie in der gegenwärtigen Zeit politisch, wirtschaftlich und militärisch als Sturmbock da eingesetzt werden kann, wo die Entente es in ihrem Interesse nötig hat. Deshalb soll bisauf weiteres, solange die Entente die Hände voll zu tun hat, in Rußland alles drüber und drunter gehen, soll Rußland sich innerlich schwächen und zersetzen und in diesem Zustande den Mittelmächten solche Schwierigkeiten machen, wie sie ihnen eben in der Ukraine durch die Entente mit der Inszenierung des Eisenbahnerstreiks bereitet worden sind. Es wird sich zeigen, ob die Sowjetrepublik noch die Macht und die Massen in der Hand hat, um entsprechend dem Aufruf Trotzkis der Tschecho-Slowaken Herr zu werden. Hat sie diese Kraft nicht, dann dürfte ihre Lage gefährdet werden.

j.

Peking, 26. Juli. In einer Proklamation der vorläufigen sibirischen Regierung in Omsk wird erklärt, daß durch die Unabhängigkeit Sibiriens die Beschlüsse und Verordnungen der Bolschewiki null und nichtig geworden seien. Die Sowjets werden geschlossen werden. Die Grundbesitzer werden ihren Besitz zurückerhalten. Die sibirische Regierung in Wladiwostok wird um ihre Zustimmung zu diesem Vorgehen ersucht.

Der Grund für das Vorgehen der Omsker Regierung gegen die Sowjets ergibt sich aus folgender Meldung:

Stockholm, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) Wie die Petersburger „Prawda“ meldet, haben sich 80 Prozent der Sowjets Sibiriens für die Zuneigung zum großrussischen Reiche erklärt.

## Das japanisch-amerikanische Abkommen.

(W. T. B.) Amsterdam, 27. Juli. Nach einem hiesigen Blatt erfahren die „Times“, daß die Bestimmungen des zwischen den Vereinigten Staaten und Japan abgeschlossenen Abkommens über die Hilfeleistung an die Tschecho-Slowaken in Sibirien bereits durchgeführt werden. Die Hauptaufgabe ist, die Ergebnisse der bisherigen Leistungen der Tschecho-Slowaken zum Vorteil der Entente zu erhalten.

## Zur finnischen Staatsformfrage.

Stockholm, 27. Juli. (Vom Vertreter des W. T. B.) Von einer Annahme der Monarchie durch den finnischen Landtag und einer Abordnung an den Herzog von Mecklenburg ist hier nicht das Geringste bekannt.

## Das Urteil im Dobry-Prozeß.

(W. T. B.) Kiew, 26. Juli. Laut „Kiewskaja Mysl“ wurde im Dobry-Prozeß am 25. Juli das Urteil gefällt. Es wurden verurteilt Golubowitsch und Sutowski zu 2 Jahren, die übrigen Angeklagten zu einem Jahr Gefängnis.

## Von der „Justicia“.

h Haag, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) „Holl. Nieuws-Bureau“ meldet aus Washington: Der torpedierte Dampfer „Justicia“ habe regelmäßig während einer Fahrt 6000 Mann amerikanischer Truppen befördert.

## Versenkt.

(W. T. B.) Amsterdam, 27. Juli. Reuter zufolge melden die „Times“ aus Santander (Spanien), daß der französische Dampfer „Indien“ torpediert wurde. Von der Besatzung von 46 Mann wurden sechs gerettet.

## Amerikanischer Schiffsraum für die Schweiz.

(W. T. B.) Washington, 27. Juli. (Reuter.) Mehr als 100 000 Tonnen Schiffsraum, vornehmlich neue Schiffe, sind für die Beförderung von Lebensmitteln und anderen Vorräten unter Geleit nach der Schweiz bereitgestellt worden. Hierüber amtliche Kreise erklären, daß sei bezweifle so viel Schiffsraum, wie sich die Regierung der Schweiz zur Verfügung zu stellen vertragsmäßig verpflichtet habe.

h Haag, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) Der holländische Geleitzug nach Niederländisch-Indien ist in Las Palmas eingetroffen.

## Neue Entlastung Caillaux'.

ep Zürich, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) Caillaux Verteidiger macht in einem offenen Brief an den Ministerpräsidenten Clémenceau den Behörden den Vorwurf, sie hätten ein wichtiges Dokument unterschlagen. Es handele sich um einen Brief, aus dem hervorgehe, daß Caillaux die ihm in der Anklage vorgeworfenen Beziehungen mit Liphey zurückgewiesen habe. Weil dieser Brief Caillaux entlaste, sei er den Akten nicht beigegeben worden und jetzt zufällig im Malvy-Prozeß ans Tageslicht gekommen.

## „Benedetto Brin“-Prozeß.

ep Zürich, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) Aus Rom wird gemeldet: Im Prozeß wegen der Schuld am Untergange des „Benedetto Brin“ führte der Militäranwalt in seiner Anklagerede aus, daß das Panzerschiff beinahe mit der ganzen Besatzung infolge eines verbrecherischen Anschlages durch Verräter in die Luft geflogen und gesunken sei. Am Schlusse seiner Rede beantragte er für die Angeklagten Carpi, Maschini und Bartolini die Todesstrafe, für Azzoni wegen mangelnder Beweise Freisprechung.

## Brotmangel in Frankreich.

ep Zürich, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) Wie der „Nouvelliste de Lyon“ aus Aubenas (Depart. Ardèche) berichtet, wurde dort die Brotration von 300 Gramm auf 150 Gramm herabgesetzt. In anderen Gegenden Frankreichs wurde die Brotration auf 75 Prozent der ursprünglichen Menge gekürzt.

## Amerikanische Friedenspropagandisten.

ep Kopenhagen, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) Aus Stockholm wird gemeldet: Ein Schwedisch-Amerikaner, der dieser Tage aus Amerika in Stockholm eintraf, berichtet, daß der Generalstreik der bekannten Fordschen Friedensexpedition, Lochener, sowie ein anderes Mitglied der Expedition, Barro, nach Amerika zurückgekehrt sind und dort ihre Friedenspropaganda trotz behördlicher Verfolgung fortsetzen. Barry, der besonders gegen die weiteren Kriegsrüstungen agitierte, wurde gezwungen, seine Propaganda einzustellen, während Lochener seine Arbeit für den Frieden fortsetzt. Es ist jedoch mit aller Wahrscheinlichkeit seine Festnahme zu erwarten.

## Englisch-bulgarischer Gefangenen-Austausch.

h Haag, 27. Juli. (Eigene Drahtmeldung.) Aus London wird gemeldet: Newton erklärte im Unterhause, daß Bulgarien sich bereit erklärt habe, über den Austausch von Gefangenen mit England zu verhandeln. Es solle ein Abkommen auf derselben Grundlage wie mit Deutschland geschlossen werden.

## Parteizusammenschluß in Oesterreich.

(W. T. B.) Wien, 27. Juli. Die Deutsch-nationale Partei und die Deutsch-nationale Vereinigung des Abgeordnetenhauses haben nach vierwöchigen eingehenden Beratungen ihren Zusammenschluß vollzogen und werden unter dem Namen „Deutsch-nationale Partei“ nunmehr einheitlich auftreten. Die Deutschnationale Partei zählt 35 Mitglieder.

## Was ein Westschweizer in Deutschland beobachtet hat.

In der „Gazette de Lausanne“ vom 23. Juli schildert ein aus Rußland zurückgekehrter Westschweizer folgendermaßen seine Reise durch Deutschland: „Eine glänzende Reise durch das luxuriöse, üppige und fette Deutschland. (Es ist sehr erfreulich, daß dem Mitarbeiter eines so deutsch-feindlichen Blattes unsere Verhältnisse noch in einem solchen Lichte erscheinen.) Nein, in diesem Jahre wird Deutschland noch nicht Hungers sterben. Das weiß Deutschland, und es will, daß die anderen es auch wissen.“ Der Verfasser des Artikels schreibt dann über die vorzügliche Verpflegung auf der Eisenbahn, die alle Erwartungen überschritten habe, und fährt fort, indem er besonders das gute Brot lobt und hervorhebt, daß noch für alles gesorgt sei. Auch die deutsche Pünktlichkeit sei kein leerer Wahn.

Berlin, 27. Juli. Der „Staatsanzeiger“ meldet die Verleihung des Ordens Pour le mérite an den Leutnant d. R. Rieper.

Berlin, 27. Juli. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht u. a. ein Gesetz betr. Aenderung des Gesetzes über den Absatz von Kalisalzen, eine Verordnung über Höchstpreise für Grünkerne aus der Ernte 1918, eine Anordnung der Reichsgetreidestelle über den Saatgutverkehr, weiter eine Bekanntmachung der Reichsbekleidungsstelle über Sammlung getragener Männeroberkleidung und über Beschlagnahme, Bestandsaufnahme und Enteignung von Sonnenvorhängen und ähnlichen Gegenständen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191807283/fragment/page=0001

# Die Beurteilung der Widerstandskraft des Feindes.

Von Gen. d. Inf. Frhrn. von Freytag-Loringhoven, Chef des Stellvertretenden Generalstabes der Armee.

Graf Joseph de Maistre will einst Suworow gefragt haben, was eigentlich eine verlorene Schlacht sei, und darauf die Antwort erhalten haben: „Eine Schlacht, die man verloren glaubt." Prinz Friedrich Karl hat dieses Wort aufgegriffen und knüpft daran die Aeußerung: „Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft nur eine Schlacht, die man verloren glaubt, an deren folgenden Tagen ein an Kaltblut und Stärkerer Fechter mit einem hierin stärkeren Heere, statt sich zurückzuziehen und geschlagen zu bekennen, Viktoria geschossen und die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten." Der Prinz hat am 16. August 1870 bei Vionville dementsprechend gehandelt, indem er noch einen Abendangriff befahl, um dem Tage den Stempel eines deutschen Sieges aufzudrücken.

Das Wort von dem verloren geglaubten Schlacht gilt heute von der Dauerschlacht im Westen wie vom ganzen Kriege überhaupt. Die eigene Lage kennen wir, die des Feindes nicht. Vor allem seine seelische Verfassung ist schwer zu beurteilen, schon weil im Kriege von Anfang an jeder den Gegner über das Maß seiner Widerstandsfähigkeit zu täuschen sucht. Unsere Feinde suchen das in großem Maßstabe durch eine äußerst tätige und geschickte Propaganda zu erreichen. Die Abperrung, in der sie uns erhalten konnten, ist ihnen dabei zugute gekommen, indem sie unsere Gegenwirkung behinderte. Wir dürfen uns durch die Ausstreuungen aus dem feindlichen Lager nicht beirren lassen. Mit dem bloßen Widerwillen gegen die Lügenhaftigkeit unserer Gegner, so natürlich er ist, darf es nicht sein Bewenden haben, wiederholen sollen wir die wirklich bedeutenden Leistungen der Feinde ruhig anerkennen, der Wahrheit, die sich aus ihrer Lügenpropaganda herausschält, entschlossen ins Gesicht sehen. Dann ergibt sich, daß die feindliche Widerstandskraft im Westen, wo die Entscheidung um unser Dasein als lebenskräftiges Volk ausgefochten wird, noch keineswegs gebrochen ist, daß Frankreich wie Italien unseren dem Willen unserer Angreifer ausgeliefert sind. Die Furcht vor dem Ausgang des Krieges heißt Frankreich die größten Opfer bringen. Jeder noch so geringe und vorübergehende, in operativer und taktischer Hinsicht an sich bedeutungslose Erfolg muß dazu herhalten, die schwindende Hoffnung auf einen völlig unmöglichen Endsieg immer neu zu beleben, und wird ins Ungeheuerliche aufgebauscht. Bei jedem Mißgeschick aber wird auf die Hilfe Amerikas als nahe Rettung hingewiesen.

Diese Hilfeleistung ist zur Tatsache geworden. Zwar sind die amerikanischen Truppen mangelhaft ausgebildet, sie können nur eingefügt in englisch-französische Verbände fechten, ihre Zahl, soweit wirkliche Streiter in Betracht kommen, wird um das Doppelte übertrieben, doch bilden sie immerhin einen, wenn auch weder vollwertigen noch vollzähligen Ersatz für die bei den Franzosen und Engländern im Laufe dieses Frühjahrs eingetretenen Verluste. Hierzu kommt, daß die heutige Bewaffnung auch einer minderwertigen und selbst einer geschlagenen Truppe eine weit größere Widerstandskraft gewährt, als es ehedem der Fall war. Mit raschen, entscheidenden Schlägen auf den ausgedehnten Fronten durchzureißen zu suchen, ist gegen frühere Zeiten sehr erschwert. Allein das Maschinengewehr, das, von wenigen Leuten bedient, die Feuerkraft zahlreicher Gewehre nicht nur ersetzt, sondern durch seine zusammengefaßte Wirkung noch übertrifft, bereitet dem nachdringenden Sieger alsbald immer wieder neuen Aufenthalt.

Das alles scheint auf den ersten Blick zu unserem Nachteil zu sprechen, und so mögen manche Zweifel kommen, ob die gewaltigen Schläge, die wir im Frühjahr und Frühsommer dieses Jahres austeilten, zum Ziele führen werden, ob nicht die weltpolitische und weltwirtschaftliche Lage, die von jeher ausnahmslos zugunsten unserer Feinde sprach, es ihnen doch noch ermöglichen wird, über allen deutschen Heldenmut im Felde und zur See über unsere Mauern, über alle in der Heimat erwiesene Standhaftigkeit unseres treuen deutschen Volkes den Sieg davonzutragen. Und doch ist solche Denkweise in keiner Weise angebracht. So wenig wir uns darüber täuschen dürfen, daß wir noch nicht am Ende von dem stehen, was von uns gefordert werden muß, mag der Wunsch nach Beendigung des Krieges noch so rege sein, so wenig haben wir andererseits Anlaß, an dem frendigen Glauben an einen deutschen Endsieg irrezuwerden. König Friedrich konnte am Abend des blutigen Tages von Torgau so zuversichtlich sprechen, weil er der Sieger in zahlreichen Schlachten war. Der Rückblick aber auf vier Kriegsjahre und auf das, was durch unser gutes Schwert bereits gewonnen ist, berechtigt uns sicherlich zu dem gleichen Vertrauen.

Die Anstrengungen, die England und Amerika jetzt machen, vom Eismeer aus wieder Einfluß auf die Geschicke Rußlands zu gewinnen, verdienen gewiß Beachtung. Unsere Machtstellung in den Grenzlanden des ehemaligen Zarenreiches und in der Ostsee aber ist viel zu fest, als daß uns diese Frucht deutscher Siege, wieder entrissen werden könnte. Vor allem aber fällt die Entscheidung über alle Fragen des weiteren Umkreises im Mittelpunkt, das ist in Nordfrankreich. Dort schwächt sich das französisch-englische Heer täglich in fruchtlosen Gegenstößen um ein Vielfaches mehr als das unsrige. Schon die Frage der Mannschaftsersatze, wie unsere Gegner bekennen müssen, hat ihnen schwere Sorgen bereitet. Hierzu kommt ihre gewaltiger Verlust an Kriegsmaterial, der Milliardenwerte darstellt, nicht so bald zu ersetzen ist und finanziell unsere Feinde hart trifft. Das Bild ihrer Finanzwirtschaft ist ohnehin trübe. Amerikas Hilfsmittel dürfen nicht unterschätzt werden, aber undegrenzt sind sie auch nicht. Seine Kriegslasten sind bereits jetzt ungeheuer, sieben Milliarden Verschlafen sind dem Gelcistcten. Schon mehren sich in England die Stimmen, die vor Optimismus warnen. Es sind nicht Pazifisten, die sie erheben, sondern vor allem Militärkritiker, die bisher die Lage der Entente nur im rosigsten Licht sahen. General Maurice äußerte erst jüngst Zweifel ob der Wirksamkeit der amerikanischen Waffenhilfe. Er wirft die Frage auf, ob denn der Schiffsraum reichen würde, ein amerikanisches Heer von einer Million und darüber dauernd mit Ersatz und allem Nötigen zu versehen. Die Schiffsraumfrage ist in der Tat bei unsern Feinden brennend und wird es täglich mehr, dank der wackeren Arbeit unserer Unterseeboote.

Hüten wir uns daher, auch nur vorübergehend den Glauben in uns aufkommen zu lassen, die Weltschlacht könne verloren gehen, damit nicht auch ihr eine wirklich verlorene Schlacht werde. Dazu ist vor allem nötig, daß wir nicht selbst den Feinden Anlaß geben, die Schlacht für gewonnen zu halten. Sie werden diese Ansicht fallen lassen, wenn sie unsere innere Front so unerschüttert sehen wie die im Stahlhelm brausen, wenn bei uns jeder, dessen Wort in der Oeffentlichkeit Gehör findet, sich voll bewußt ist, dem Feinde keinerlei Handhabe zur Ermutigung zu bieten. Dann, aber auch nur dann werden wir, wenn nicht jetzt, so doch in nicht ferner Zeit den Feinden das Gefühl erwecken, daß ihnen der Sieg, wie sie ihn erhofften, entglitten ist. „Das Gefühl, besiegt zu sein," schreibt Clausewitz, „ist keine bloße Einbildung, über die man Herr werden könnte, es ist die evidente Wahrheit, daß der Sieger und überlegen ist, eine Wahrheit, die in den Ursachen so versteckt sein konnte, daß sie vorher nicht zu ersehen war, die aber beim Ausgang immer klar und bündig hervortritt."

Dieses Wort von Clausewitz bezieht sich zwar auf eine einzelne Schlacht, es gilt aber, nicht anders als das eingangs erwähnte Suworowsche, zugleich vom Kriege überhaupt, somit auch von dem heißen Völkerringen. Das deutsche Volk kann seiner Sache gewiß sein. Hat seine Siegeszuversicht auch mehr und mehr die Färbung finsteren Trotzes angenommen, so braucht sie doch darum an der Schwelle des fünften Kriegsjahres nicht minder rege und nachhaltig zu sein als in den ersten Tagen freudiger Kriegsbegeisterung.

# Archangelsk.

Eigentümliche Ironie der Geschichte: Engländer sind es einst, vor mehr als 350 Jahren, gewesen, die den Anlaß zur Entstehung und zum ersten Aufschwunge der Stadt Archangelsk gegeben haben — Engländer sind es heut, die von der Murmanküste aus Rußlands nördlichste Hafen- und Handelsstadt bedrohen und gegen die dort die Sowjet-Republik den Widerstand zu organisieren sich bemüht. Eine merkwürdige Schöpfung ist diese „Erzengelstadt" (denn das bedeutet in ihr Name) doch eben in Rußlands einsamen Norden, in einer höchst unwirtlichen Gegend, wo der Dwinafrom in verschiedenen Armen seine Fluten in das Weiße Meer wälzt. Für den, der sich Archangelsk von der Landseite her nähert, bildet es wohl eine große Ueberraschung, in dieser Umgebung auf eine Stätte lebhaften Handelsverkehres, auf einen Kulturmittelpunkt zu stoßen. Denn das Hinterland der Stadt wird von öden, unübersehbaren Sumpfgebieten auf weite Strecken, kein Strauch, kurz nichts die unsägliche Einförmigkeit unterbricht und belebt; und dies tote Land stößt an ein totes Meer, dessen Küste von grauen, düsteren Felsenbergen begleitet wird. Um so überraschender und erfreulicher ist dann der Anblick dieser belebten Stadt mit ihren langen, dem Dwinaufer parallel sich hinziehenden Straßen, wo die Holzhäuser jetzt nur noch selten das Wahrzeichen des Feuers tragen, von Gärten umrahmten hübschen Villen, ihren Denkmälern und geschichtlichen Ueberresten. Zwar hat sich Archangelsk trotz seines großen Handelsverkehrs einen kleinstädtischen Charakter bewahrt, aber auf dem Troitzki-Prospekte entfaltet sich doch immer ein munteres, reges Leben, das von jeher ein stark internationales Gepräge getragen und durch die Dreimischung der lappischen und samojedischen Elemente auch einen besonderen ethnographischen Einschlag gewonnen hat. Die Straßen der Stadt ziehen sich kilometerlang den Fluß abwärts, bis sie schließlich an der mit Archangelsk durch eine Brücke verbundenen Hafeninsel Solombala ihr Ende finden. In jedem Frühjahr, wenn das Eis taut, ist diese Insel tagelang überschwemmt, viele Häuser stehen dann bis zum Dache unter Wasser, und die Bevölkerung fährt in Kähnen durch die Straßen.

Hier stand in der Mitte des 16. Jahrhunderts nur ein einsames Kloster. Da geschah es im August 1553, daß durch Stürme ein englisches Schiff in die Mündung der Dwina verschlagen wurde. Es war das letzte einer zur Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt durch das Eismeer ausgesandten englischen Expedition unter Richard Chancellor, das in den damaligen kleinen Hafenstadt Cholmogori — 70 Werst unterhalb des heutigen Archangelsk — freundlich aufgenommen wurde. Daraus entspannen sich nun zwischen Rußland und England Handelsbeziehungen über das Weiße Meer, die zur Gründung der Stadt Anlaß gaben. Lange waren die Engländer in ihrem Handel die Führenden — es war übrigens dieser Handel von jeher sehr einseitiger Natur, insofern Archangelsk stets nur als Ausfuhrhafen russischer Waren gedient hat, während die Einfuhr nie diesen Weg benutzte und die Schiffe leer nach Europa fuhren. Im Laufe der Jahrhunderte drängten aber auch hier die Deutschen die Engländer mehr und mehr zurück; der 1684 erbaute „deutsche Kaufhof" erinnert hieran, und schließlich hatte sich in Archangelsk eine stattliche deutsche Kolonie gebildet, die in ihrer lutherischen Kirche einen Mittelpunkt hatte.

Während des Krieges erlebte die Stadt am Weißen Meere höchst merkwürdige, beinahe märchenhafte Zeiten. Amerikanische Tage schienen da für Archangelsk hereinzubrechen. „Via Archangelsk" war die Marke, die auf Tausenden und aber Tausenden von Kisten, Säcken, Ladungen und Frachten aller Art aus Amerika zu lesen stand; zu hohen Stapeln türmten sich diese Sendungen in der weiten Bevölkigung eines solchen Verkehrs nicht gewachsenen Stadt, und sogleich strömte hier jenes bekannte internationale Publikum zusammen, das sich überall einfindet, wo das Spiel der Millionen gespielt wird. Und Millionen sind während der Kriegszeit in Archangelsk verdient und erschwindelt worden.

An Geld hat es aber hier, in der Oede des höchsten Nordens, überhaupt nie gefehlt; dafür hat schon das berühmte Solowetzki-Kloster gesorgt, jene auf einer Insel vor der Dwinamündung belegene alte und große geistliche Ansiedlung, in deren Betrieb sich Religion und Geschäft so eigentümlich verbinden. Denn das Kloster ist ein Heiligtum ersten Ranges, zu dem in der Sommerszeit wohl 30 000 Pilger wallen, und sein Archimandrit genießt Rang und Stellung eines Fürsten. Zugleich aber füllen die Mönche die langen Tage ihrer fürsterlichen Muße mit einer höchst regen industriellen und gewerblichen Tätigkeit aus, mit deren Erzeugnissen sie einen so großen Umsatz erreichen, daß das Kloster davon ein sehr beträchtliches Einkommen bezieht. Und was fertigen die Mönche nicht alles an! Ihre Tätigkeit erstreckt sich vom Perlenhalsbande bis zum Eismeerschiffe, sie nähen Kleider und Pelze, malen Bilder, stellen Holzschnitzereien her, gerben und bereiten Leder, reichen Strümpfe, Stiefel, schlichten Ebenfeine, fertigen Werkzeuge an, machen Früchte ein; außerdem versehen sie noch den auf ihrer Klosterinsel eingerichteten Wetterdienst und sind als tüchtige Seeschiffer bekannt. So hat sich dies Kloster zu einer Stätte regen menschlichen Schaffens mitten in der Oede des Weißen Meeres entwickelt.

# Amerikanische „Kulturarbeit".

Daß die Begeisterung für den Krieg und die „große, heilige Sache der Freiheit und Demotratie der Völker" in Amerika im Volke nicht sonderlich groß ist, erfährt man hier und da aus Streiflichtern der Auslandspresse. Man hat von zahlreichen Fällen lesen können, in denen Leute, die irgendeine „defaitistische" Bemerkung gemacht hatten, gelyncht und ausgehängt worden sind. So war kürzlich in Illinois der Deutsche Prager ermordet, obwohl wegen solcher Redensarten ins Gefängnis gesetzt worden. Davon erfuhren die „patriotischen" Bergleute, holten ihn aus dem Gefängnis heraus und erhängten ihn, in die amerikanische Fahne gehüllt. Die Zeitung „The Surwey" schrieb dazu: „Trotzdem mehrere der beteiligten Männer durch Zeugen ihrer Mitarbeiterschaft überführt worden sind, wurden sie freigesprochen. Die Verteidigung hatte geltend gemacht, daß „unerschrockenes Gefühl für ihre Tat rechtfertige" (!) Das Publikum im Gerichtssaale brach in Beifallskundgebungen aus."

Wie wenig das Gesetz geachtet wird, zeigt auch folgende Nachricht: „Eine Entscheidung des obersten Gerichtshofes hebt das Verbot der Kinderarbeit als verfassungswidrig auf." Den Sozialisten war es nach vierzehnjähriger Arbeit nur kurz vor dem Kriege gelungen, dieses Verbot durchzusetzen, das die Kinder vor Arbeit in den Fabriken und Bergwerken entzog. Ueber die vorher herrschenden Zustände geben wir im folgenden ein paar Zahlen.

In den vier Baumwollstaaten Nord- und Süd-Carolina, Georgia und Alabama waren 1905 32 826 Kinder beschäftigt. Der Präsident der „American Cotton Manufacturers Association" sagte in einem bedeutenden Augenblick des Gelbstbewußtseins, daß in den Spinnereien von Nord-Carolina 75 Prozent aller Spinner Kinder unter vierzehn Jahren sind. Interessant ist das Bekenntnis des bekannten englischen Soziologen H. G. Wells, der 1911 die Vereinigten Staaten bereiste. In seinem Buche sagt er wörtlich: „Man bedenke, in diesem reichen, größten Lande, das die Welt gesehen hat, arbeiten über 1,7 Millionen Kinder unter fünfzehn Jahren auf Feldern, in Fabriken, in Bergwerken und Werkstätten." Bei uns trägt man Bedenken, Kinder unter vierzehn Jahren morgens eine Stunde Brötchen oder Milch austragen zu lassen.

„In ihrer schlimmsten Zeit sind die Zustände in den Baumwollspinnereien Englands schwerlich ärger gewesen als jetzt in den Südstaaten Nordamerikas", schreibt ein anderer Soziologe, Hunter. „Die kleinen Kinder von fast vier sechs Jahren stehen früh auf und gehen gleich den Erwachsenen in die Fabrik an ihre Tagesarbeit. Wenn sie heimkommen, versuchen sie sich notdürftig auf ihre Betten. Lange werde ich das Gesicht eines sechsjährigen Knaben nicht vergessen, dessen bleiche Farbe und magere Gestalt bereits die körperlichen Folgen der anstrengenden Arbeit aufwies. Dies sechsjährige Kind arbeitete bereits zwölf Stunden am Tage." Mit den Kindern macht der in Amerika lebende Italiener geradezu ein Geschäft. Er bringt sie als „Nichten", „Kinder von Freunden" ins Land und lebt von dieser Kinderarbeit. Die Zahl dieser Aermsten soll unglaublich hohe Ziffern erreichen.

Ein geradezu erschütterndes Bild solcher Kinderarbeit und »Not in den Bergwerken entwirft der Schriftsteller Spargo in seinem Buch „Rotscheet der Kinder". Wörtlich sieht da zu lesen: „Zehn oder elf Stunden sind Kinder von zehn bis zwölf Jahren über die Kohlenrinnen gebückt und säubern die Kohlen von Schiefer und sonstigen Unreinheiten, während sie an ihnen vorbeigeführt werden. Die Luft ist schwarz von Kohlenstaub, und die Zerkleinerungs- und Sortierungsmaschinen machen einen ohrenzerreißenden Lärm. Gegenteilig Luft auch so sind in die Maschine und wird gräßlich verstümmelt oder getötet in die Kohlenrinne und erstickt. Es gehen auf diese Weise viel mehr Kinder zugrunde, als es sich die Oeffentlichkeit auch nur träumen läßt. Viele bekommen auch nach kurzer Zeit bereits Asthma und die Schwindsucht der Grubenarbeiter."

Das sind geradezu grauenhafte Zustände. Hunderttausende kleiner Kinder fallen so dem niedrigsten und ruchlosesten Ausbeutesystem zum Opfer. Und der Präsident eines solchen Landes wagt es, uns Gesittung und Kultur lehren zu wollen! Ein solches Land mit solchen Menschen maßt sich an, über uns zu Gericht zu sitzen, die wir in sozialer Arbeit wahre Großtaten geleistet, die unerreicht in der ganzen Welt dastehen!

# Erlebnisse eines gefangenen deutschen Offiziers in Rußland.

Ich sprach vor einigen Tagen einen deutschen Offizier, der aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt ist. Er erzählte mir folgendes:

Ich bin im Herbst 1914 bei Lublin gefangen genommen worden und erst vor 14 Tagen aus Rußland zurückgekehrt. Ich bin in mehreren Lagern gewesen, bis an die chinesische Grenze, wiederholt geflüchtet und immer wieder eingebracht, einmal auch zum Tode verurteilt worden. Ich war sogar bis Afghanistan geflüchtet und wurde dort von einem russischen Spion wieder eingefangen. Ich verstand seit Anfang gut russisch und konnte mich daher in Rußland überall verständigen. Auf dem Wege nach Afghanistan lernte ich sogar das türkische Mischmasch, das dort gesprochen wird. In Afghanistan konnte ich mich als Deutscher ausgeben und fand auf diese Weise viel Sympathie bei den Afghanen. Denn auch diese haben viel von unseren Siegen gehört, und da die Türken auf unserer Seite stehen, gelten wir auch als Freunde der Afghanen.

Von Afghanistan aus wurde ich in ein Strafgefangenenlager befördert. Dabei mußte ich durch die Salzsteppe wandern und wäre hier beinahe verhungert und verdurstet. Die Leiden, die ich hier ausgestanden habe, waren endlos. Das Strafgefangenenlager lag ein paar Tagereisen nördlich von Wladiwostok. Hier waren die Gefangenen völlig isoliert in ihren Zellen, und wir hatten es sehr schlecht. Ich konnte aber russische Zeitungen lesen und so die ganze Wendung der Dinge folgen. Ich wußte infolgedessen immer ziemlich genau, wie die militärische Lage war, denn das fand man auch aus den russischen Zeitungen heraus. Aber selbst die Afghanen hatten zu meinem Erstaunen meist ganz genau Bescheid gewußt. Es ist merkwürdig, wie schnell die Nachrichten vom Kriege sich dorthin verbreiten und wie welchem Zerrbild die Leute dort Wahres von Falschem zu unterscheiden wissen.

In meinem Gefangenenlager am japanischen Meer lernte ich auch japanische Zeitungen kennen, und zwar solche in englischer Sprache. Da fand ich allmählich heraus, wie das japanische Volk über den Krieg denkt. Die Japaner sind nicht mehr mit dem Herzen beim Krieg. Die Engländer und das englische Bündnis sind bei ihnen ziemlich unbeliebt. Dagegen sind bei ihnen die Deutschen infolge ihrer Leistungen während des Weltkrieges zu großer Hochachtung gekommen. Daß sie im Ernst sich an einem fibirischen Feldzug beteiligen sollten, um über Rußland die Deutschen zu bedrohen, ist ziemlich ausgeschlossen. Wenn die Japaner sich etwa doch an einem solchen Feldzug mit einer ganz kleinen Armee beteiligen sollten, so ist das nicht mehr als Schaumschlägerei.

Die Ernährung der Gefangenen ist ganz verschieden. Im allgemeinen ist sie sehr minderwertig. Nur dadurch, daß man sich mit Geld viel hinzukaufen kann, wird sie einigermaßen erträglich. Der Gesundheitszustand in den Gefangenenlagern ist namentlich auch deshalb häufig recht unerfreulich, weil Seuchen und besonders gegen ansteckende Krankheiten sehr wenig Vorsorge getroffen ist. Es fehlt an Aerzten und besonders an Medizin und Verbandsmitteln. Die Sterblichkeit in den Gefangenenlagern ist zuweilen sehr groß. So haben schon bis zur Hälfte der Gefangenen eines Lagers den Tod gefunden.

Aus diesen Gefangnissen und Zuchthäusern sind die

# Das Rätsel der Villa Längenbach.

Roman von Matthias Blank.

20] (Nachdruck verboten.)

Schon griff der Kommissar nach den letzten Blättern; seine Erwartung war hoch gespannt. Es war eben eine viel zu gewagte Annahme gewesen, daß der Mörder auch unter den Gästen des Martin Heinede gewesen sein müßte, da beugte sich Philipp Kombasch tief über ein neues Blatt.

Hier! Die schräg gestellte, herzförmige Schleife; die Spitze nach links oben. Hier! Am zweiten Ring eine neue Narbe nach rechts — und hier.

Die Hand des Kommissars griff nach der Lupe. Nochmals begann er mit den Vergleichen.

Da war die genaue Kopie jenes blutigen Daumenabdruckes.

Darüber konnte kein Zweifel bestehen!

Unter der Lupe zeigte sich auch nicht die geringste Abweichung.

Die Spur war gefunden; hier lag vor Philipp Kombasch der zweite Daumenabdruck.

Das aber war wie ein Steckbrief, so deutlich, daß nicht die geringste Verschiedenheit zu entdecken war, so zwingend, daß dieser nicht durch äußere Machtmittel zerstört werden konnte. Ein Bart konnte verändern, die Gesichtsfarbe täuschen, die Maske, der Ausdruck, das alles konnte sich bis zur Unkenntlichkeit ändern und umgeändert werden, aber diese verräterischen Linien mußten immer bleiben und waren auch nicht zu anderen zu verwandeln.

Die Spur!

Hier hatte die gleiche Person den Daumenabdruck hinterlassen, von der der blutige auf der Schreibunterlage im Zimmer des Ermordeten herrührte.

Auf dem Blatte stand in flüchtiger Schrift ein Name wie auch auf den übrigen; Philipp Kombasch las: von Matrai!

So war dies dessen Daumenabdruck: so war dies auch der Name des Mörders.

Hier lag der Beweis; es gab auf der Welt keine zwei Menschen, die völlig übereinstimmende Papillarlinien besitzen.

Aber was war dies: von Matrai?

Und warum konnte dieser zum Mörder geworden sein?

Der Kommissar wußte, daß diese Entdeckung, die er soeben gemacht hatte, zur Ueberführung genügen mußte; aber er wollte dem Staatsanwalt, wenn er einen Haftbefehl forderte, ein noch umfangreicheres Material vorlegen.

Wo konnte er noch mehr erfahren?

Und er vierließ wieder sein Bureau.

Nach einer halben Stunde ließ er sich bei Frau Kitty Längenbach anmelden; dort wurde er in das Zimmer von Frau Kitty geführt, die bereits ein schwarzes Kleid trug, und die ihm in ihrer ruhigen Art entgegenging. Das schwarze Kleid ließ das leuchtende Gold ihres Haares noch wirksamer erscheinen, gleichfalls auch die durchsichtig zarte Haut ihres schmalen Gesichtes. Ihre Hand bot ihm einen Stuhl.

„Sie haben mich auf jenen Abend bei Martin Heinede aufmerksam gemacht, gnädige Frau, an dem zum Scherz oder aus Neugierde die Abdrücke von Daumen genommen wurden. Das schien ja bedeutungslos. Aber ich verschaffte mir diese Abdrücke und fand unter diesen das genaue Ebenbild der blutigen Fingerspur, die der Mörder im Zimmer seines Opfers zurückgelassen hat. Deshalb bin ich gekommen."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Der Mörder ist damit entdeckt, denn es gibt keine zwei Menschen, die die gleichen Linien weisen."

„Und er war auch bei jenem Abende zugegen?"

„Ja! Ich habe den Abdruck und darauf seinen Namen."

„Welchen Namen?"

Frau Kitty Längenbach stand dicht vor dem Kommissar; ihre rechte Hand schien nach dem Arme des Beamten greifen zu wollen, um ihn zu rascherer Antwort zu drängen.

„Ist Ihnen unter den Bekannten Ihres toten Gatten ein Herr von Matrai erinnerlich?"

Von Matrai! Der Name war nun gefallen. Zuerst hob sich auch ihr zweiter Arm wie zur Abwehr bereit; ihre Augen öffneten sich weit und starrten für ein paar Sekunden auf den Kommissar. Sie schien wie gelähmt.

Da erklärte Philipp Kombasch.

„Sie können also den Namen? Sie werden mir dann auch genauere Angaben machen können, ob die von dem Hausmeister gegebene Beschreibung auf ihn zutrifft."

Da ließ Frau Kitty Längenbach die Hände wieder sinken; sie hob den Kopf und zwang sich zu einem Lächeln. Sie hatte mit aller Selbstbeherrschung wieder die gewohnte Ruhe gewonnen.

„Nein! Die Aehnlichkeit des Namens hat mich getäuscht. Ein Herr des Namens gehörte nicht zu den Bekannten meines Gatten. Es muß dies ein Irrtum sein."

„Sie wissen also nicht, daß ein Verkehr zwischen Herrn von Matrai und Ihrem Gatten bestand?"

„Nein! Ein solcher Verkehr bestand nicht."

„Keine Feindschaft? Keine Differenz?"

„Ich halte das für unmöglich. Es muß irgend ein Irrtum vorliegen."

„In dem einen Punkte nicht: Der blutige Fingerabdruck ist der gleiche wie auf dem Blatte, das den Namen von Matrai trägt; also muß er im Zimmer des Ermordeten gewesen sein, die Tat begangen und die Spur zurückgelassen haben."

„Nein! Ich glaube es nicht. Herr von Matrai müßte zu einer solchen Tat irgendwelche Veranlassung gehabt haben."

„Diese Frage hoffte ich von Ihnen beantwortet zu hören."

„Ich kenne den Herrn nur flüchtig, daß ich mich eben an den Namen erinnere. Zu solcher Tat hatte er keine Ursache."

„Und jene Beschreibung?"

„Ich kann darüber kein Urteil geben. Zu flüchtig ist mir der Name eines Herrn von Matrai in Erinnerung."

„Sie können mir also keine Unterstützung geben?"

„Nein. Ich kann nur wiederholen, daß Sie auf falscher Spur sind, Herr Kommissar."

„Hier gibt es kein Irren! Die Daktyloskopie ist auf kriminellem Gebiete zu einer Wissenschaft geworden; ein genaues Maßsystem liegt darüber vor, eine vorgeschriebene Flächeneinteilung, die ein Irren ausschließt."

„Aber Herr von Matrai ist kein Mörder. Sie folgen da einer ganz falschen Fährte."

„Sagten Sie nicht, Ihnen sei der Name nur flüchtig bekannt, gnädige Frau? Dann aber können auch Sie sich irren."

„Ganz gewiß nicht."

„Ich danke für Ihre Auskunft."

„Was werden Sie nun tun, Herr Kommissar?"

„Meine Pflicht."

„Sie werden doch diesen Herrn von Matrai nicht — nicht — zur Rede stellen?"

„Ich werde noch weiter fragen. Das meine Pflicht dann gebietet, das muß ich tun."

Und mit ruhiger Formlichkeit verabschiedete sich Philipp Kombasch und verließ das Zimmer.

Als er aber fort war, eilte Frau Kitty Längenbach nach dem Fenster hin, starrte ihm nach, Gesicht gegen die Scheiben und starrte auf die Straße hinunter, bis sie die große, breitschultrige Gestalt des Kommissars entdeckte. Dieser Gestalt folgte sie dann. Ihre Lippen zuckten dabei:

„Was wird er tun? Mein Gott, daß ich es gerade sein mußte, ich, die jenen Weg verriet?"

Unruhig schritt sie auf und nieder, wobei sie wiederholt stehen blieb. So lebhaft arbeiteten ihre Gedanken dabei, daß sie die gebalten Sätze gegen die heftig pochenden Schläfen preßte.

„Was soll ich nur?"

Sie fühlte gar nicht, daß ihre Gedanken durch Worte laut wurden.

„Ich habe es getan! Und das darf nicht kommen, daß eine nicht — denn ich — ich allein trage die Schuld — ich —"

Dann eilte sie vor den zierlichen Schreibtisch hin, griff nach einem Briefbogen, und die Feder jagte hastend über das Papier.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191807283/fragment/page=0002

„Politischen" seit Anfang der Revolution sofort entlassen worden. Aber auch andere Gefangene sind massenhaft entwichen. Auch aus Zuchthäusern sind häufig schwere Verbrecher befreit worden oder entflohen. Dadurch ist natürlich die Unsicherheit in Rußland sehr verstärkt worden. Die Verbrecher haben sich überall zu plündernden Banden zusammengetan.

Ich habe mich oft gewundert, wie politisch aufgeklärt einfache russische Bauern sind, selbst Leute, die nicht lesen und schreiben können. Sie wissen ganz genau die politischen Ziele und Bestrebungen der einzelnen Parteien zu unterscheiden, der Bolschewiki, der Menschewiki, der Sozialrevolutionäre des linken und des rechten Flügels, der Kadetten usw. Die Revolution hat die politische Erziehung und Aufklärung ganz ungemein vertieft.

Auch russischen Bauern deutscher Abkunft bin ich vielfach begegnet. Sie haben sich im allgemeinen tapfer für Rußland geschlagen, auch wenn es ihrem Herzen schwer gefallen ist. U. a. haben in bei der Eroberung von Kurland den Ausschlag gegeben. Uebrigens ist ihre Erinnerung an Deutschland gewöhnlich recht schwach. Sie kennen Deutschland fast gar nicht, und wo etwa die Sympathie mit Deutschland stärker war, mußten sie sie tief im Busen verbergen, weil man gegen sie äußerst mißtrauisch war. Im großen und ganzen hat der Haß gegen Deutschland und gegen die Bolschewiki, der mit ihnen geschlagen, jetzt aber will man sich mit ihnen vertragen. Gerade auch in den Gefangenenlagern merkte man, daß man den Deutschen sehr große Leistungen zutraut. Man zog sie zu allen möglichen Hilfsleistungen heran und erwartete, daß sie auch das schwierigste fertig brächten.

Die Rote Garde ist international zusammengesetzt, sie ist eingerichtet worden zum Schutze und zur Ausbreitung der revolutionären Ideen, auch außerhalb Rußlands. Die Rote Armee besteht nur aus Russen und dient dem Schutze der Grenzen des Vaterlandes. Sie ist erst in der Bildung begriffen. Die tschecho-slowakischen Truppen zählen nicht viel über 30 000, allerhöchstens 50 000 Mann, während die Rote Garde vielleicht 200 000 Mann zählt.

Von Zeitungen erscheinen fast nur noch die revolutionären; die anderen sind fast durchweg unterdrückt worden. Die bolschewistische Regierung hat ein Anzeigenmonopol geschaffen. Die Anzeigen werden nur an regierungstreue Zeitungen vergeben. Den anderen revolutionären Blättern, wie Gorkis „Nowaja Shisn" und denen der linken Sozialrevolutionäre, die nicht ganz auf Seiten der Bolschewiki stehen, werden keine Anzeigen zugeteilt. Die Berichte in den ausländischen Zeitungen über russische Zustände übertreiben meist. Der Kern der bolschewistischen Anhänger sind opferbereite Idealisten, an deren Fußfohlen sich zweifelhafte Elemente in Massen geheftet haben, wie das überall bei revolutionären Bewegungen der Fall ist. Mit dem Rauben und Plündern in den Großstädten ist es lange nicht so schlimm, wie berichtet wird. Der Eisenbahnverkehr ist zuverlässig; ich bin auf den russischen Bahnen recht gut gefahren. Die russischen Bahnen haben eine Art genossenschaftlichen Betrieb, die Eisenbahner teilen unter sich den Gewinn. Aehnlich ist es auch in den Bergwerken und in manchen Fabriken. So sind die Arbeiter stark an der Ordnung in den Betrieben interessiert. Ueberall auf den Bahnhöfen und an den öffentlichen Gebäuden findet man rote Fahnen und die Inschrift: „Es lebe die Revolution!" angebracht.

Die Hungersnot ist in den Großstädten ziemlich stark. Im Geldverkehr gibt es in Rußland nur noch kleine Zahlungsmittel. Das Papiergeld ist als Zahlungsmittel sehr unbeliebt. Am weitesten kommt man mit dem Tauschhandel. So sollte ich in Petersburg für 1000 Tausendscheine für Bahnhof nach dem deutschen Konsulat 40 Rubel bezahlen. Als ich das nicht geben wollte, fragte mich der Droschkenkutscher, ob ich keine Lebensmittel hätte. Ich hatte ein Stück ganz vertrocknetes Brot hervor, vielleicht ein Pfund schwer, und dafür fuhr mich der Kutscher durch ganz Petersburg.

Das sind so einige Streiflichter aus den Erzählungen meines Gewährsmannes, die ich noch stark verkürzen mußte.

H. K.

## Ein Besuch auf Helgoland im Kriege.

1. Antunftsgedanken.

Das kleine, schlanke Torpedoboot stieg über die unruhige Nordsee. Schwankt und wiegt sich, macht Verbeugungen und richtet sich wieder auf. Bäumt sich von den in Luv aufbäumenden Wellen mit einem Sprühregen von Millionen zerstäubter Salzatome einhüllen, eilt aber zielbewußt weiter, durch dick und dünn, über Wellenberg und Wellental, Kurs auf Helgoland. Reichlich ungemütlich ist sie heute, die frühsommerliche Nordsee. Einen halbwegs versöhnenden Ausgleich schafft nur die Sonne, die vom klaren Himmel majestätisch herniederbleicht und durch ihre wärmespendende Tätigkeit vorübergehend das Ungemütliche einer solchen unruhigen Seefahrt auf kleinem, schlingerndem Boot vergessen läßt.

Erwartungsvoll und sehnsüchtig blickt das Auge voraus. Endlich wird das hoffende Spähen gestillt. Ueber dem in der bewegten See hart verzackten, zitternden Horizont schiebt sich kein blaßrotes winziges Viereck herauf, wächst, nimmt tiefere Farbe an und leuchtet dem herannahenden Boot verheißungsvoll entgegen wie eine Oase in der Wüste: das Felseneiland Helgoland.

Hastig zattern die Maschinen. Schäumend zerteilen sich die Wogen und treten, unwillig der Störung ihres Morgenspieles, zur Seite. Doch der Bug des Bootes bohrt sich weiter durch die Wasser, zielwärts, nach Helgoland.

Schnell vergrößert sich die rote Felswand, je näher wir herankommen. Erhabener Anblick, ein Ausfluß farbenprächtigen Zusammenwirkens. Blauer Himmel, grünweiße See und roter Fels. Die grauen Möwenköpfe grüßen. Gierig, auf den Steinmauern brandender Tisch empor, züngeln an dem Felsen die Perlensäume schneeiger Wogenkämme. Rollen heran, werfen sich ungestüm in der vollen Frische ihrer unverbrauchten Naturkraft gegen das rote steile Gestein und fallen ermattet, zerschellt, aus tausend Wunden blutend wieder in ihr Element zurück. Helgoland, du bist die wehrhafte Kriegsstürmen unbeugsame Heimat. So fest und unerschütterlich, wie sie allen Wettern trotzt, so hältst auch du, starke Meeresburg, dem wütenden Anprall empörter Elemente unablässig stand!

Der breite Rücken eines großen Unterseebootes wölbt sich ebenfalls der Hafeneinfahrt zu. Eilends gleitet unser Boot an ihm vorüber und bewirkt bald darauf in das stille Wasser des Hafens unerwünschtes. Hafenzeit, Ruhezeit, Wort mit köstlichstem Zauberinhalt für den Seefahrer. Für den abgehetzten Torpedobootsmann, den müden Minensucher und den abgespannten U-Bootmann. Ruhe und Ueberlegenheit, Hafensehnsucht des Seemanns, den draußen Stürme und Kriegsnöte zausten, dem hier aber erquickende Stille beste Nervenarznei ist.

Und welch idealer Hafen ist das Helgoland von heute! Der Stützpunkt unserer kleinen Streitkräfte unserer Flotte. Was hier in zäher Arbeit erschaffen, dem Meere abgerungen worden ist, das ist ein Kulturwerk ersten Ranges. Das künstliche, neugeschaffene Helgoland bedeckt fast dieselbe Oberfläche wie das rote Oberland, von dem das Banner unserer Seemacht weht. Wenn nun nicht der Zanzibarvertrag geschlossen worden wäre und die Britenklique noch auf dem Gilande klafterte? Nicht auszudenken, wie schwierig sich der Seekrieg gestaltet hätte, wenn heute Albions Flotte von hier aus unsere Küsten bedrohen könnte. Gottlob, daß die trutzige Meeresfeste deutsch ist! Ihr kriegerisches Leben will ich in den nächsten Abschnitten schildern.

## Gefahren der Obsternte.

Von Dr. Ludwig Stuby.

(Nachdruck verboten.)

Eine gute Obsternte ist in der jetzigen Zeit für uns von ganz anderem Wert als sonst, denn das Obst ist heute eines der wichtigsten unserer Nahrungsmittel, es wird ja nicht nur in frischem Zustande gegessen, sondern in ganz gewaltigen Mengen gedörrt und zu Marmeladen verarbeitet, die uns in der knappen Zeit der Butter und Fette von außerordentlich hohem Wert sind. Deshalb muß alles, was in Menschenkräften steht, getan werden, um eine gute Ernte des Obstes zu sichern. Gegen ungünstige Witterung, die langanhaltende Dürre oder wochenlange Nässe, sind wir machtlos, aber außerdem bedrohen noch manche anderen Gefahren die Obsternte, die wir abzuwenden wohl imstande sind. Dazu ist es aber nötig, daß jeder Obstzüchter, ja jeder, der in seinem Garten einen Obstbaum hat, mithilft, damit ein Schaden möglichst vermieden wird.

Die größte Gefahr droht unserem Kernobst, also den Aepfeln und Birnen, aber auch den Pflaumen unter dem Steinobst, durch die sogenannten inneren Feinde, das sind Insekten, die das Obst vor der Ernte vernichten oder doch wenigstens sehr minderwertig machen. Der schlimmste dieser Feinde ist der Apfelwickler (Carpocapsa pomonana). Im Hochsommer schlüpft dieser kleine, dunkle Schmetterling aus seiner Puppenhülle. Tagsüber sitzt er ruhig am Stamm eines Obstbaumes und ist wegen seiner gleichstimmenden Farbe sehr schwer zu sehen, aber in der Nacht fliegt er umher, und das Weibchen sucht dann unreife Aepfel und Birnen auf, um seine Eier daran abzulegen, und zwar in jede Frucht nur eins. Nach ungefähr acht Tagen schlüpft aus diesem winzigen Ei ein kleines Räupchen, das sich sofort in die Frucht einbohrt, deren Kerne ihm hauptsächlich zur Nahrung dienen, es verschmäht aber auch das Fruchtfleisch nicht. Sehr oft verwächst das kleine Eingangsloch wieder, und es ist keine Spur von dem Eindringen des Schädlings zu sehen. Erst wenn die fleischrote Raupe größer und dicker geworden ist, bohrt sie selbst ein Loch nach außen, um ihre Exkremente, die bekanntlich braungefärbt sind, herauszuschaffen. Etwa fünf Wochen, während der Monate August und September, bleibt die Raupe in der Frucht, dann verläßt sie die gastliche Wohnung und spinnt sich in der Erde am Fuß des Stammes oder in Löchern und Ritzen des Baumes ein, um zu überwintern. Merkwürdigerweise verpuppt sich die Raupe noch nicht, sie bleibt unverändert in ihrem Gespinst bis zum Mai des folgenden Jahres, erst dann verwandelt sie sich in eine gelbbraune Puppe, aus der im Juli der Schmetterling auskriecht, um sofort sein Zerstörungswerk zu beginnen.

Die heimgesuchten Früchte werden in den meisten Fällen notreif und fallen schon vor der eigentlichen Reifezeit des Obstes ab. Dieses Fallobst birgt eine große Gefahr in sich, es muß unbedingt jeden Morgen aufgesucht werden, denn sonst kriecht die Raupe aus der Frucht heraus und verbirgt sich in einem Schlupfwinkel. Der Obstpächter, der dies nicht beobachtet und das Fallobst womöglich wenige Tage unter den Bäumen liegen läßt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er immer viel „wurmstichiges" Obst hat, er leistet ja der Verbreitung und Erhaltung des schädlichen Insekts den besten Vorschub. Das beste und sanfamste ist, dies Fallobst täglich sofort an die Schweine zu verfüttern. Wird es im Haushalt verwendet, was jetzt wohl meistens der Fall sein wird, so müssen wenigstens die Kernge häuse und ausgeschnittenen Stellen verfüttert oder sonstwie vernichtet werden; wer sie auf den Kehrichthaufen wirft, befördert ebenfalls die Verbreitung des Schädlings. Da die Raupe in der Frucht wohl geborgen ist vor den Angriffen anderer Insekten und der Vögel, so muß sich der Mensch die Vernichtung dieses Schädlings angelegen sein lassen, wenn er auf eine gute Obsternte rechnet. Aus demselben Grunde müssen auch die Stämme der Obstbäume mit scharfen Bürsten abgebürstet und mit Leimringen versehen werden, auf denen sich die schädlichen Insekten fangen.

Außer der fleischfarbenen Raupe des Apfelwicklers leben auch noch die Raupen zweier verwandter Käferarten, des purpurroten und des goldgrünen Apfelstechers, in den Aepfeln. Die kleinen Käfer, von denen der eine rot, der andere grünlich goldglänzend aussieht, treiben sich schon im zeitigen Frühjahr auf den Obstbäumen umher, sie legen ebenfalls, aber schon im Juli oder Anfang Juni ihre Eier einzeln in die jungen Aepfel und Birnen, aus denen bald die Räupchen auskriechen und sich sofort in das Innere der Frucht einbohrten. Diese Früchte werden nie reif und sind immer die ersten, die abfallen. Schon im Juli geht die Raupe zur Verpuppung in die Erde, aus der dann im März die Käfer wieder herauskommen. Auf diese Feinde des Obstes müssen unsere Gärtner, Obstzüchter und Landwirte immer mehr ihr Augenmerk richten, dann wird auch das „madige" Obst, das jetzt manches Jahr in großer Menge auftritt, immer mehr abnehmen.

Wenn nun im Herbst das Obst geerntet worden ist, hört man nach wenigen Wochen oft die Klage der Hausfrauen, daß sich das Obst nicht hält, sondern sehr schnell faul wird. Sehr oft wird das auf besonders nasse Witterung geschoben, aber die Ursache liegt ganz anderswo und zwar meistens daran, daß das Obst zu unreif, also zu früh von den Bäumen gepflückt wurde. Das frühreife Sommerobst hält sich bekanntlich nicht lange, aber die späten Birnen und Aepfel sollen den ganzen Winter überdauern und dabei nicht schlecht, sondern immer besser werden. Dieses Dauerobst erhält ja erst im Januar und Februar seine vollste Reife und damit seinen besten Geschmack. Aber es ist unbedingt nötig, daß das Obst so lange als möglich auf den Bäumen bleibt, bis tief in den Spätherbst hinein, dann reift es nachher zu seinem ganzen Wohlgeschmack heran. Man braucht in dieser Beziehung gar nicht ängstlich zu sein, wenn auch schon kalte Tage kommen, selbst ein geringer Nachtfrost schadet dem Obst am Baume nichts. Wird das Dauerobst, wie es leider häufig geschieht, zu früh geerntet, dann wird es notreif und bekommt sehr bald Flecken und schlechte Stellen, und wenn dann der Keller oder Raum, in dem es aufbewahrt wird, nicht ganz trocken und lustig ist, so verdirbt uns das ganze Obst in sehr kurzer Zeit. Das Winterobst muß natürlich möglichst sorgfältigst gepflückt werden, es darf nicht aufeinander in Körbe geschüttet werden, denn dann entstehen leicht Druckstellen, die beliebten Angriffsflächen der Gärungs- und Fäulnispilze. Das Obst muß auch möglichst so in luftigen, aber frostfreien Räumen gelagert werden, daß sich die Früchte nicht drücken. Wenn man es gut eingerichtet hat, so kann man aufbewahrt, täglich sorgfältig verlesen, dann wird es monatelang frisch erhalten, z. B. Pflaumen und Weintrauben, die man mit dem Zweig oder der Rebe abschneidet und dann im trockenen Keller aufhängt; die Schnittfläche der Rebe muß man aber mit Siegellack verschließen. Wer also haltbares Obst für den Winter haben will, sorge dafür, daß nur solches Obst aufbewahrt wird, das möglichst lange am Baum ausgereift ist.

## Das Rätsel des Skorbuts.

In vielen russischen Gefangenenlagern sind Erkrankungen an Skorbut — man nannte in den Gefangenenlagern die Krankheit „Zinka" — massenhaft vorgekommen. In den letzten Jahrzehnten war in Europa und auch in Russisch-Asien der Skorbut eine seltene, nur vereinzelt vorkommende Erkrankung, die nur gelegentlich auf größeren Feldzüge sich fast ausnahmslos im Anschluß an mangelhafte und ungenügende Unterkunft und Ernährung der Heere einstellte. Wie in der „Wiener Klinischen Wochenschrift" Dr. Wilhelm Schulhof darlegt, sind die im 17. Jahrhundert von Daniel Sennert angegebenen Entstehungsursachen wahrscheinlich richtig, indem nämlich die Krankheit auf Ernährungs- und klimatische Verhältnisse zurückgeführt wird. Man hat später den Skorbut des öfteren als Infektionskrankheit angesehen, bei der die Ansteckung durch Insekten vermittelt werde. Für die Annahme einer Infektion könnte sprechen, daß der Skorbut gewöhnlich bei einer größeren Anzahl von Personen auf einmal auftritt, doch kommen auch bei Personen, die niemals mit Kranken in Berührung kamen, Skorbutfälle vor. Auch ist, wenn man Skorbutkranke vom Ort ihrer Erkrankung in bessere Verhältnisse brachte, der neue Ort niemals zum Ausgangspunkt weiterer Krankheitsfälle geworden. Gegen die Infektionstheorie spricht auch die Tatsache, daß es bisher nicht gelungen ist, einen Skorbuterreger nachzuweisen, daß aber an Tieren ein experimenteller Skorbut durch gewisse Aenderungen in der Ernährung leicht erzeugt werden kann. Dem Klima und den Witterungsverhältnissen ist wohl ein gewisser Einfluß zuzuschreiben, da die meisten beobachteten Fälle bei kaltem, feuchtem Wetter in einem ungünstigen Klima und bei schlechten Wohnverhältnissen auftraten. Ebenso können schwere körperliche Arbeit und Ueberanstrengung das Entstehen der Krankheit erleichtern. Nach der jetzt am meisten gestützten Ansicht ist der Skorbut eine von den Ernährungsverhältnissen abhängende Erkrankung, die in dieselbe Gruppe gehört wie Beri-Beri und Pellagra. Bei diesen beiden Krankheiten konnte nachgewiesen werden, daß sie entstehen, wenn in der Kost bestimmte Stoffe fehlen, die „Vitamine", Eiweißergänzungsstoffe, die nach den neueren Untersuchungen an organische Kaliverbindungen gebunden sind. Auch bei den Skorbuterkrankungen, die Dr. Schulhof verfolgte, ließ sich nachweisen, daß eine sehr kaliarme Kost genossen wurde. Kartoffeln, Obst, Gemüse, frische Milch fehlten fast vollständig. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an vielen Orten im Winter als Trinkwasser Schneewasser genossen wurde, und es ist möglich, daß durch dies salzarme Wasser ein Ausfall des Mineralstoffwechsels hervorgerufen wird. So ist an der ätiereichischen Südfront das Auftreten von Skorbutfällen mit der Schneeschmelze zeitlich zusammengefallen. Für die Ernährungstheorie als der Ursache des Skorbuts sprechen auch noch andere Beobachtungen, z. B., daß bei verschleppten Formen von Typhus bei dauernd mangelhafter und einseitiger Ernährung skorbutartige Erscheinungen auftreten können. Das Auftreten der Krankheit äußert sich gewöhnlich zunächst in rheumatischen Schmerzen, und vielleicht gehören auch in Friedenszeiten viele nicht infektiöse rheumatische Erkrankungen in diese Gruppe. Das erklärt auch die häufige Erfahrung, daß bei diesen die pflanzliche Kost günstig wirkt.

## Das rechte Wort.

Skizze von Paul Bliß.

(Nachdruck verboten.)

Es war draußen im Felde, nicht sehr weit hinter der Front.

Sie waren angetreten zum Gottesdienst.

Unter einem uralten Lindenbaum, der in duftigster Blüte stand, hatte man den Altar aufgestellt.

Darum, im Halbkreis, die ernsten Männer in voller Rüstung.

Auf all den Gesichtern, trotz all dem Ernst der Zeit, lag leuchtend und harrend die Andacht, die Trost und Wunder aus Gottes Wort erhofft.

Der Feldgeistliche war noch ein junger Mann, und er sprach mit klugem Wort und mit reinem Klang, der aus einem klaren Herzen kam.

Aber die Mannen da draußen haben ein sehr feines Gehör — wer täglich mit Freund Hein beisammen steht, der bekommt ein sicheres Gefühl für das ganz Große und das ganz Echte —, und als sie nun des Pastors Worte hörten, sahen sie sich an mit verständnisinnigen Blicken, aus denen eine leichte Wehmut schimmerte: alles wahr und auch gut gemeint, aber das erhoffte Wunder war es doch wohl nicht.

Und besonders einer, ein langer blonder Pommer mit verträumten blauen Augen, der war fast ganz betrübt, daß er mehr erwartet als gefunden hatte.

Aber da auf einmal klang das Wort des Seelsorgers heller als vorhin an sein lauschendes Ohr, und er fing die Worte auf:

„. . . und draußen betet nun auch wohl ein treues Mütterherz für euch! —"

Und da plötzlich sprang es wie ein Funke in seine harrende Seele, und dieser Funke durchglühte sein Blut, erleuchtete seinen Blick, so daß er träumte mit sehenden Augen.

— — Jetzt steht daheim bei ihm wohl das Korn schon hoch in Stiegen. Vielleicht auch fahren sie schon ein. Heil! wie die Hände sich da rühren, wie hurtig die Garben da fliegen! — Und zum ersten Male kann es nicht dabei sein! — Und zu Hause in der Küche stehen jetzt wohl Mutter und Schwester, die backen „Pelze" aus zartem Weizenmehl, und wenn die Leute vom Felde heimkommen mit ihrer Fuhre, dann trinken sie Kaffee mit Milch und essen die zarten süßen „Pelze" dazu. — Und zum ersten Male kann er nicht dabei sein! — —

Es klopft sein Herz so wild, aber er beißt die Zähne zusammen.

Und plötzlich klang wieder das Wort des Geistlichen her: „Und das Gebet eurer Mutter bringt zu Gottes

---

14. Kapitel.

„Heute ist es aber spät geworden. Hattest du so viel zu tun?"

Doktor Ernst Friesen wagte ihren fragenden Augen kaum zu begegnen. Sollte er es zugestehen, wie lange er mit sich gekämpft hatte, ob er den Weg überhaupt nehmen sollte, oder ob es nicht besser sein würde, mit irgend einer Entschuldigung fortzubleiben?

Er mußte schweigen; er durfte nicht einmal etwas ahnen lassen. Da war es schwer, den sorglos, heiteren Ton zu finden.

„Ja, es gab viel Arbeit."

Ich zweifelte schon. Du siehst aber, daß ich ganz zuverlässig hoffte. Den Kaffeetisch habe ich für dich gedeckt."

„Ja? Aber ich vermisse das dritte Gedeck für Bobby."

„Er läßt uns allein; er hat zu arbeiten."

Und Doktor Ernst Friesen sagte nicht weiter; ihm war es so leichter, wenn er ihn nicht begegnen mußte. Gerade vor einem Zusammentreffen mit Bobby von Matrai hatte er sich gefürchtet. Immer wieder hatte er es wie eine Angst gefühlt, daß die Beschreibung des Hausmeisters auf diesen zutraf.

Wenn Bobby von Matrai wirklich bei dem Generalkonsul gewesen sein sollte?

Dann durfte er nicht verlieren; dabei durfte er sich Else von Matrai gegenüber nicht verraten.

Was sollte denn auch werden, wenn jener Fremde wirklich Bobby von Matrai gewesen sein sollte?

Da wurde er aufgeschreckt.

„Was fehlt dir heute, Ernst? Du sitzt nun schon ein paar Minuten da und hast dabei nur ins Leere gestarrt. Du bist so still."

„Es ist nichts."

„Hast du Aerger im Beruf? Schwere Aufgaben?"

„Nein! Etwas Kopfschmerzen. Sonst nichts."

Er durfte nichts sagen und hätte ihr seine eigene Besürchtung so gerne anvertraut.

Nach der Beschreibung war es Bobby von Matrai gewesen. Aber das konnte er von dem Generalkonsul gewollt haben? Und weshalb war er an dem verhängnisvollen Nachmittage gerade um die kritische Stunde so versiört zurückgekommen?

„Dann wirst du sehr viel Sahne in den Kaffee bekommen. Du sollst dich heute früh schlafen legen, nicht erst wieder in den juristischen Verein gehen. Heute ist doch der Abend?"

„Allerdings! Wie gut du das weißt. Ich habe das vielleicht vergessen."

„Ich muß doch jeden Abend wissen, wo du bist."

Nein! Else von Matrai konnte von der Gefahr nichts ahnen, der der Gatte sich bedürchtete. Sie wußte vielleicht noch gar nichts von der Mordtat an Richard Längenbach? Sie plauderte so ruhig wie jeden Tag.

„Schon wieder? Jetzt schaust du wieder dort an die Wand, an der doch nichts zu sehen ist. Ernst! Sag es mir doch, wenn dich etwas quält. Ich bin doch deine Braut. Und als solche habe ich doch ein Recht, deine Sorgen teilzunehmen. Vielleicht kann ich dieses verjagen?"

Er schwieg.

„Ich weiß nichts."

„O weh! Dein Lächeln ist verunglückt. Du hast kein Talent zum Schauspieler. Du hast dich zu diesem Lächeln stark zwingen müssen. Gestehe es mir zu!"

„Ich weiß gar nichts für dich."

„Darf ich dir glauben? Ernst, sieh doch, als Braut will ich nicht nur die vergnügten Feste mit dir feiern, nein, als Braut will ich auch schon an deiner Arbeit und an deinen Sorgen teilnehmen. Ich will mich ganz in dein Wesen einleben, was ja von einer Frau auch verlangt wird. Du mußt also die Braut schon beginnen. Ich weiß gar nichts für dich."

„Nein, Else! Gut, so gut!" Er durfte nichts sagen; das Berufsgeheimnis verschloß ihm die Lippen; er durfte es ihr nicht anvertrauen, er durfte mit ihr nicht besorgt darüber plaudern, was Bobby von Matrai ersebt haben mochte, und ob er bei dem Generalkonsul gewesen war. Und gemeinsam hätten sie alle diese Vehenten wahrscheinlich abschlüsseln können, denn wenn er auch wirklich dort gewesen war, so mußte er doch kein Mörder sein. „Du meinst das alles so lieb. Und ich freue mich, daß du so bist."

Dann raffte er sich auf und erzählte; über das und jenes. Nur von Bobby von Matrai sprachen sie nicht, und auch nicht von dem Tode des Generalkonsuls Längenbach, trotzdem die Tageszeitungen darüber immer neue Berichte gebracht hatten, trotzdem auch Else von Matrai davon wußte. Es war wie eine stumme Vereinbarung, daß kein Wort davon fiel.

Aber Doktor Ernst Friesen mußte sich zwingen, um dem harmlosen Plaudern zu folgen, um immer gleich zu antworten, denn seinen aufgescheuten Gedanken konnte er nicht gebieten, sie beherrschten ihn, und er mußte ihnen gegen seinen Willen folgen.

Nein, es war Torheit von ihm, der Mörder mußte Bobby von Matrai deshalb nicht sein! Aber dann hätte er sich doch melden können, daß er dort war, daß er noch den Lebenden verlassen hatte! Und seine Erregung? Aber es war doch noch der blutige Zusammenbruch zurückgeblieben. Der war von dem Mörder! Der Daumenabdruck. Und der war doch gewiß nicht von ihm.

„Ich bin natürlich deiner Weisung gefolgt und habe bereits eine Anstellung aller Adressen gemacht, an die wir dann unsere Anzeigen schicken."

„Ja. Daß du das tatest!"

„Das ist eine lange Reihe geworden. So oft ich sie dann nachprüfte, mußte ich stets wieder die Entdeckung machen, daß ich einen Namen vergessen hatte, dann wieder einen und immer wieder. Ich traue mich jetzt gar nicht mehr an das Verzeichnis heran."

Sie sagte das in schelmischem Ton.

Aber nur wie zerstreut klang seine Entgegnung:

„Das ist nun doch nicht."

„Wie? Muß ich nicht die Anzeigen fortschicken? Uebermorgen bereits. Am Montag! Wirst du die Karten auch rechtzeitig erhalten? Oder hast du sie schon?"

„Nein! Noch nicht."

„Schließlich kommt der Montag, und wir haben dann nicht eine Karte. Wäre das nicht schlimm?"

„Doch!"

Wie er nur antwortete; er fühlte selbst die Unbesonnenheit und die halbe Zerstreutheit jeder Entgegnung.

Es kam in ihm immer wieder das andere: seine grübelnden Gedanken blieben nicht stehen.

Wenn der blutige Daumenabdruck aber trotzdem der von Bobby von Matrai war? Wenn er sich doch zu einer Tat der Eifersucht und Leidenschaft hatte hinreißen lassen? Das würde dann am Montag geschehen? Konnten sie auch dann noch die Anzeige ihrer Verlobung hinausgehen?

Ihre Liebe? Konnte diese daran scheitern?

Nein — nein!

„Ernst! Schon wieder! Ich habe es deutlich bemerkt, deine Lippen flüsterten: nein — nein! Das konnte aber gar keine Antwort auf meine letzte Bemerkung sein. Was habe ich gesagt? Weißt du das überhaupt?"

Er strich sich nun mit seiner Hand über die Stirn:

„Verzeih! Ich bin wirklich zerstreut gewesen."

„Warum?"

„Es ist nichts, Else, nichts; es sind Dinge, die im Berufe stecken. Aber für dich ist es nichts."

„Und ich möchte doch helfen."

Es klang ganz betrübt; Doktor Ernst Friesen mußte ihre Liebe fühlen, die daraus sprach. Und er selbst durfte sie jetzt nicht an sich drücken und ihr alles sagen, was ihn quälte, ihr auch nicht sagen, daß ihn das an ihr selbst, an ihrer Liebe nicht irre machen werde.

Er mußte schweigen. Das Dienstgeheimnis zwang ihn dazu, daß er die Ungewißheit in sich begrub.

„Du hilfst mir ja. Ich weiß, wie gut du es meinst."

„Du bist nicht wie sonst! Ernst, sag mir das einzige, ich habe nun selbst Angst bekommen: Droht uns etwas? Uns zweien? Nein, Else! An unserer Liebe kann doch nichts ändern."

„Nein! Aber — — ich muß mich wirklich nicht ängstigen?"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191807283/fragment/page=0003

# Der Bericht der deutschen Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 27. Juli.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Die Kampftätigkeit lebte vielfach am Abend auf. Sie war während der Nacht besonders beiderseits der Scarpe in Verbindung mit erfolglosen Vorstößen englischer Infanterie gesteigert.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

An der Schlachtfront zwischen Soissons und Reims flaute die Gefechtstätigkeit gestern weiterhin merklich ab.

In der Champagne wurden Teilangriffe der Franzosen beiderseits von Perthes abgewiesen.

Heeresgruppe Herzog Albrecht.

Erfolgreiche Erkundungsvorstöße in den Vogesen und im Sundgau.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

---

Thron empor, und es wird sein wie ein Panzer, der euch schützt vor Gefahr und vor Tod!"

— Mutter! Mütterchen! — dachte da der blonde Pommer, faltete andachtsvoll die Hände und blickte in den Lindenbaum, und in seinem Herzen jubelten alle Engelsfanfaren des Himmels.

Und als der Pastor ihn anblickte, da sah er in zwei leuchtende Augen voll tiefinnerster Andacht, die ihm dankbar anschauten.

Und jetzt fühlte der Mann der Kirche, daß er hier das rechte Wort zur rechten Zeit gefunden hatte.

## Gruppen-Leistungen.

Von unserem zur Westfront entsandten Kriegsberichterstatter erhalten wir folgenden Bericht:

Westlich Reims, 19. Juli.

Eine Gruppe ist etwas Größeres. Diese Erklärung muß genügen; denn ich will den Feinden nicht den Gefallen tun, irgendwie zu verraten, um wiebiele Regimenter es sich bei einer solchen Truppeneinheit bei mir handelte. Daß so eine Gruppe eine gehörige Menge Kraft in sich hat, haben die Feinde wiederum seit dem 15. Juli erfahren. Ich bin augenblicklich bei einer solchen Gruppe zu Besuch, die sozusagen den linken Flügel bei unserem Angriff südwestlich Reims bildete. Ihr Führer ist ein Husar, der seinerzeit mit seinen Reitern in Rumänien großen Ruhm erwarb.

Preußen, Bayern, Sachsen gehören zu der Gruppe sie haben seit der Zeit, da sie in der Gegend von Juvincourt und Craonne ihren Wert als Stellungstruppen erwiesen, gute Kameradschaft auch in den bösesten Tagen gehalten. Als sie dann der Befehl aus der langen Verteidigung zum Angriffssturm rief, sind sie geschmeidig aus den Kreidelöchern der Laufe-Champagne aufgeprungen, haben Pontwert, die Aisne und den Aisne-Kanal bezwungen — und hinauf auf die Aisne-Höhen ging es dem weichenden Feinde nach, hinunter ins Vesle-Tal und darüber hinaus, seitlich von Reims. Ueber 10 000 Gefangene und etwa 155 Geschütze hat sich die Gruppe damals errungen, etwa 12 der besten feindlichen Divisionen geschlagen. Dann lag sie in der Linie Chaudrey—Cohet-Wald—Jonquery— südlich Muthenay, eine keineswegs glückliche Lage, weil der Gegner sich in den dichten Wäldern nördlich der Marne unsichtbar machte und leichte Verteidigung hatte. Daher wurde die Aussicht, den Angriff gegen den Feind weitertragen zu können, nur freudig begrüßt.

Dieser Angriff würde schwer sein, sogar sehr schwer, da die rechte Flanke bei einem Gelingen schwer bedroht blieb. Erst die Mitteilung von dem beabsichtigten Marneübergang auf breiter Front konnte der Sturmbereitschaft der Gruppe die volle Siegeszuversicht geben. Ausschlaggebend für den Erfolg war, schließlich noch der Umstand, wie weit der Gegner auf einen Angriff hier vorbereitet war. An Truppen hatte er, wie man aus zahlreichen Gefangenenvernehmungen wußte, etwa das Gleiche in Front und in Reserve. Außer Franzosen mit der 40. Division in Front, verstärkt um drei Senegalesen-Bataillone, dahinter die frische 10. Kolonialdivision, westlich mit der 8. Division, war am Ardrebach die 8. italienische Division eingesetzt, hinter ihr die 120. französische Reservedivision. Nach Gefangenenaussagen befand sich der Feind bereits seit der Nacht vom 8. zum 9. Juli in erhöhter Bereitschaft und hatte alle Gegenmaßnahmen für den Fall eines Angriffs getroffen. Somit entfiel die Möglichkeit einer Ueberraschung völlig.

Mit gewaltigster Wucht begann gleich nach ein Uhr nachts am 15. Juli die Artillerievorbereitung. Der Gegner rauchte sich so wenig die moralische und physische Kraft zu, den Angriff auszuhalten, daß er in den vorderesten Linien nur stärkere Postierungen zurückließ, während er seine Hauptwiderstandslinie etwa einen Kilometer nach hinten legte. Als dann 4.30 die Infanterie zum Sturm vorbrach, überrannte sie fast überall die ersten Stellungen. Nur um den Besitz der einzelnen Dörfer, wie La Neuville und Champlat, wurde stellenweise erbittert gekämpft. Das Ergebnis des ersten Tages war, daß die Regimenter der Gruppe teilweise in die zweite Stellung oder doch davor gelangten. Mit Jubel wurde die Nachricht aufgenommen, daß trotz heftigsten feindlichen Artilleriefeuers an den verschiedensten Punkten die Marneübergänge erzwungen seien.

Der nächste Tag brachte für unsere Gruppe die Weiterführung des Angriffs, der sich gegen die eingewurzelten Waldstücke wandte. Der Gegner wehrte sich mit außerordentlicher Zähigkeit, um endlich doch zu unterliegen. Der größte Teil der 8. italienischen Division wurde gefangen genommen, u. a. auch ein Regimentskommandeur mit seinem Stab. Die 40. französische Division räumte das Schlachtfeld mit mindestens 40 Prozent Verlusten. Die Beute an Geschützen ist noch nicht gezählt. Die Linie wurde vorgetragen bis Chaumuzy, durch den Courion-Wald, den von Ranteuil, durch den Rodemat- und Königswald. Etwa bei Venteuil an der Marne schließt die Linie ab.

Da alle Gegenangriffe des frische Kräfte heranführenden Feindes in den nächsten Tagen blutig abgeschlagen wurden, bewies die Gruppe zugleich die Festigkeit der neugewonnenen Stellung sowie die Tatsache, daß sie diese mit nicht zu beträchtlichen Verlusten errungen hatte. In ganzen drei Tagen wurden an Gefangenen von der Gruppe etwa 160 Offiziere und über 7200 Mann eingebracht, dazu eine hohe Anzahl von Maschinengewehren. Die Wälder als rückwärtige Basis ermöglichen eine leichte Versorgung mit Munition und Verpflegung von hinten. Wiederum sind starke Reserven des arg mitgenommenen Gegners gebunden.

Die Heftigkeit der Kämpfe wird am besten durch die Art gekennzeichnet, mit der sich der Franzose wehrte. Seine Infanteristen stellten sich vielfach tot und ließen den Sturm über sich hinweg fegen, um dann plötzlich den Unseren in den Rücken zu schießen. Diese Hinterlist mußte nur noch die Erbitterung steigern, mit der der Gegner überwunden wurde. Die Leistung der Gruppe wurde vom Kaiser durch ein besonderes Telegramm anerkannt sowie durch einen Besuch des Kronprinzen auf dem Gefechtsstand.

„b." Alfred Richard Meyer, Kriegsberichterstatter.

## Ehrentafel.

Der tapfere kleine Berliner.

Eine forsche Tat des Musketiers Lemcke aus Berlin — von der 8. Kompagnie des Tauentzien-Regiments — während der Artilleriegefechtschlacht an der Aisne im Oktober 1917 verdient der Mitwelt berichtet zu werden. Zwei Tage und zwei Nächte lang ging das Artilleriefeuer. Brandenburger und Berliner verloren den Mut nicht. Am 21. Oktober abends führte der Feind frische Angriffstruppen vor, und eine Abteilung, die der 8. Kompagnie gegenüber lag, fühlte zu Erkundungszwecken über die Linie hinaus in der Annahme, daß nach dem Höllenfeuer kein lebendiges Wesen mehr in den deutschen Linien sei. Unsere Brandenburger beschlossen, dem Feinde ein ausreichendes Zeichen ihrer Lebendigkeit zu geben. Ein paar Mann, unter ihnen Lemcke, von Gestalt nur ein kleiner Wicht, schlichen sich aus ihren Trichtern vorsichtig an die Franzosen heran und stürzten sich mit Spaten und Handgranaten auf die Verdutzten. Diese setzten sich verzweifelt zur Wehr, und es begann ein blutiges nächtliches Ringen zwischen den beiden Linien, indeß die Granaten beider Artillerien über die Köpfe der Kämpfenden ihre gewohnten Bahnen rasten. Schließlich wich der Franzose. Aber es packte Lemcke nicht, so ganz ohne Beute zurückzukehren. Darum suchte er sich den Längsten der fliehenden Franzosen aus, sprang ihm an die Kehle und schüttelte ihn, bis er zitternd um Gnade bat. Befriedigt ließ Lemcke von ihm ab und zog mit seinem Gefangenen in den Trichter zurück. Der Franzose war später noch so verstört, daß er die wertvollsten Aussagen machte.

## Kriegsallerlei.

„Warum kommen wir nicht zum Frieden?"

Das deutsche Volk, so schreibt die „Köln. Volksztg." mit einer starken Berechtigung, muß sich endgültig darüber klar werden, daß ein Friede, der uns unter nationales Joch gewaltsam gewaltsam gebeugt, zurzeit schlechterdings nicht zu haben ist, mögen wir in einem oder dem anderen Punkte, den man nach gelegentlichen Aeußerungen des Feindes als ein Hindernis auf dem Wege zum Frieden anzusehen geneigt wäre, noch so entgegenkommend sein. Die Folgerung daraus ist natürlich nicht, daß wir nun etwa intransigenter, unversöhnlicher, unnachgiebiger in unseren Zielen werden sollen. Das haben wir nicht nötig. Aber eines ist doch notwendig: daß wir mehr die Kehrseite der Medaille hervorkehren, daß wir schärfer und klarer noch als bisher die Forderungen in den Vordergrund rücken, von denen wir unter keinen Umständen abgehen werden, und wenn der Krieg noch Jahre dauert. Wenn das immer wieder geschieht, dann ist das mehr als alles andere geeignet, die moralische Widerstandskraft des deutschen Volkes zu festigen. Also man weise immer wieder nach, daß wir die Heloten der Welt werden, wenn wir die Bedingungen der Entente annehmen. Dann möchten wir den Deutschen sehen, der nicht zähneknirschend erklärt: „Das nun und nimmer, und wenn wir noch Jahre kämpfen müssen!" Darum dauert der Krieg nicht einen Tag länger, weil wir unsere Entschlossenheit zu einem unter Umständen noch langen Krieg betonen. Wohl aber hören wir auf mit einem fortwährenden Rechnen mit Viertel- und Halbjahren, dem regelmäßig die Enttäuschung folgt. Also man pflege nach Kräften einen gesunden Wirklichkeitssinn im deutschen Volke und die sich daraus ergebende Erkenntnis und unsere Entschlossenheit zum Durchhalten, koste es, was es wolle."

Wieder ein Geheimnis des deutschen Erfolges.

In einem Artikel der „Times" beschäftigt sich dessen Verfasser mit den „Geheimnissen des deutschen Erfolges". Er gibt also zunächst einmal die deutschen Erfolge und damit die englischen Mißerfolge offen zu, was gewiß sehr hübsch von dem Manne ist. Aber da die Engländer nach ihrer Ansicht in der sportlichen Vorbedingung, die Ausrüstung, in der Bewaffnung, in aller sonstigen Versorgung, nicht zuletzt in der Haltung und in der Tapferkeit (!) den Deutschen weit überlegen sind, so muß der deutsche Erfolg eben wo ganz anders zu suchen sein. Und dieses Geheimnis entdeckt belagter Krittikus in — der deutschen Führung! Nicht nur anerkennt er die Strategie Hindenburgs und die Taktik Ludendorffs, sondern er rühmt, daß jeder Offizier bis zum jüngsten Leutnant hinab ein vollendeter Stratege sei, und das wieder führt der gute Mann einzig und allein darauf zurück, daß sich in Deutschland jeder halbwegs gebildete Mensch, besonders aber die Offiziere, eifrigst mit dem Schachspiel beschäftigten! Schon unter den höheren Schülern gebe es kaum einen, der sich nicht diesem „Kriegsspiel" widme, bei dem es Festungen, Läufer, Infanterie, Kavallerie und in den Türmen und der Dame sogar „Ferngeschütze" gebe. Den Gegenbeweis führt der Verfasser dadurch, daß viele der besten englischen Diplomaten gute Schachspieler seien, z. B. Bonar Law usw. Sonach haben die Deutschen ihre Siege der eifrigen Beschäftigung mit dem Schachspiel zu verdanken; darin liegt letzten Endes das Geheimnis ihrer Erfolge.

Der Hunger in England und Amerika.

Der amerikanische Deutschenfresser George Haven Putnam aus Newyork beschreibt in der „New York Times" vom 10. Juni seine Eindrücke, die er bei einem kürzlichen Besuch in London empfangen hat. Er geht dabei natürlich sehr behutsam zu Werke, um nicht klaumachersch zu wirken; aber an manchen Stellen seines langen Berichts läßt sich doch zwischen den Zeilen lesen, daß es in London nicht zum allerbesten bestellt ist. Er beschreibt zum Beispiel seinen Gang zum Lebensmittelkartenamt, wo ein ziemlich kompliziertes Formular auszufüllen war, und dann fügt er die Bemerkung an, daß es eine Anstandspflicht sei, bei Besuchen im Hause von Freunden die Fleischkarte mitzubringen, und daß es außerdem geraten sei, seine eigene Zuckerdose mitzubringen, ebenso Streichhölzer; denn Zucker sei rar, und Streichhölzer schienen beinahe unerhältlich. Schon als er landete, kam ihm zum Bewußtsein, daß das London von früher verschwunden sei. Auf den Bahnhöfen gebe es keine Wirtschaften mehr, und auch die Bahnhöfe seien nicht mehr direkt mit den Landeplätzen verbunden. Droschken seien spärlich, ebenso Dienstmänner. Ein Mitreisender, ein westindischer Bischof, habe seine ersten Eindrücke über London zum Ausdruck gebracht, als er seine Zähne in ein wenig einladend aussehendes Sandwich grub: „Major, wir schmecken jetzt die Bitternisse des Krieges!" Wenn man schon in den Kreisen, in denen Mister Putnam verkehrt, Fleischkarten und Zuckerdosen und Streichhölzer mitbringen muß, wenn man zu Besuch geht, dann muß es in den niederen Schichten um vieles schlechter nicht besser aussehen. Auch aus Amerika bringt die „New York Times" kleine Belege für die Zustände aus der jüngsten Zeit. Am 9. Juni druckt sie aus der Spokane Spokesman Review" eine heftige Klage ab über die Verfälschung des Pferdefleisches! Es gebe größeres Mißgeschick als den Genuß von Pferdefleisch, sagt die „Review", aber daraus folge nicht, daß man nun aus der Yakima-Indianer-Reservation ganze Kadaver von Indianerponys als Pferdefleisch auf den Markt von Seattle schicke. Das Bemerkenswerte an der Auslassung des Blattes ist nicht so sehr das vielleicht berechtigte Aufbegehren gegen die Unterschiebung des Indianerponyfleisches, als vielmehr die Tatsache, daß in Amerika schon im ersten Kriegsjahr Pferdefleisch all seine Schrecknisse für den Amerikaner verloren zu haben scheint. Als während des Krieges aus Deutschland gemeldet wurde, daß man in Berlin und sonstwo Pferdefleisch als Leckerbissen betrachte, konnte man des Hohnes nicht genug Worte finden. Nun ist Amerika selbst zu diesem Leckerbissen übergegangen. Das läßt, wie Sabor zu sagen pflegte, tief blicken, sehr tief sogar.

Ein „Skandal" im englischen Unterhause.

C. K. Die englischen Blätter beschäftigen sich sehr aufgeregt mit einem „Skandal" im englischen Unterhaus: ein Mitglied, der Abgeordnete Pemberton Billing, ist vom „Speaker", dem Präsidenten des Hauses, mit seinem Namen angeredet worden! In allen anderen Parlamenten erteilt der Präsident einem Abgeordneten das Wort, indem er einfach sagt: „Das Wort hat der Herr Abgeordnete Soundso." In England ist diese Angabe des Namens aber seit alter Zeit streng verpönt. Der Speaker darf nur sagen: „Das Wort hat der ehrenwerte Abgeordnete von . . .", wobei er seinen Wahlkreis angibt. Die Persönlichkeit des Abgeordneten ist für die englische Anschauung vom parlamentarischen Leben nicht vorhanden. Er spricht zwar, aber seine Zuhörer sehen in ihm nur seine Wähler. Von dieser Regel wird nur in einem Falle abgewichen, nämlich bei einem ehrenwerte Abgeordnete sich „unparlamentarisch" benimmt und sich daher eine Rüge des Präsidenten zuzieht. Dann verschwinden seine Wähler mit einem Male, denn sie sollen für seinen Fehler ja nicht verantwortlich gemacht werden, und die Persönlichkeit des Abgeordneten erscheint. So kam es, daß der „Speaker" in einer der letzten Sitzungen erklärte: „Verlassen Sie den Saal, Mr. Pemberton Billing!" Mr. Billing hatte den Schatzkanzler mit den Worten angegriffen: „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Sie wissen nicht, was geschieht! Sie sind unwürdig Ihres Amtes!" Der „Speaker" rief das „ehrenwerte Mitglied" auf, sich zu mäßigen, dann rief er dem „ehrenwerten Mitglied" zu schweigen, schließlich befahl er dem „ehrenwerten Mitglied", sich zu setzen. Aber das „ehrenwerte Mitglied" wollte auf alle diese Aufforderungen nicht hören, und so wurde es „Mr. Pemberton Billing", und mußte als solcher nach parlamentarischem Brauch unverzüglich den Sitzungssaal verlassen. Der widerspenstige Mr. Billing fügte sich jedoch auch darin nicht, und so ließ man den Parlamentsdiener mit vier Polizisten kommen, um ihn hinaus zu führen. Mr. Billing widersetzte sich dieser Gewalt, er teilte Faustschläge und Fußtritte aus, und es bedurfte großer Kraftanstrengung von seiten der fünf Männer, bis sie ihn endlich aus dem Sitzungssaal beförderten.

Der eiserne Soldat von Riga.

BLM. Auch Riga erhält jetzt seine Nagelfigur. Es wird ein eiserner Krieger werden, ein deutscher Soldat auf Posten im langen Mantel, den Kragen hochgeschlagen. So hielten die Deutschen im strengen Winter 1916 auf 1917 die Wacht im Stellungskampf um Riga, bis endlich im September 1917 die Erlösungsstunde für Riga kam. Vor dem Gouvernement wird das Holzstandbild errichtet, in Bälde wird es bereit sein, das Eisenkleid zu empfangen.

Metamorphosen.

BLM. In Werro in Estland haben sich ehemalige russische Beamte, denen von der russischen Regierung keine Bezüge mehr gezahlt werden, genötigt gesehen, sich nach einem andern Erwerb umzusehen. Dabei sind ganz eigenartige Bilder entstanden. So ist der frühere Untersuchungsrichter P. heute Seifenfabrikant. Der Gefängnisdirektor Sch. hat sich eine kleine Gewürzbude angelegt, deren Fenster die Inschrift schmückt: „Hier ist gutes Bier zu haben." Der ehemalige Bauernkommissar Sch., in der Russenzeit eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Stadt, ernährt sich heute durch einen kleinen Kolonialwarenhandel. — Wie sagte doch der alte Böttcher in Reuters „Dorchläuchting": De Welt dreiht sit. Wat oben ist, moit unnen hen!

## Kriegshumor.

Auf dem Vormarsch in Rußland rettet ein Divisionspfarrer, begleitet von seiner Ordonnanz, einem vollbärtigen Landsturmrüssiker: da zieht ein Storch durch die Luft. „Herr Pastor, ein feindlicher Flieger!" sagt der Kürassier. „Bieso feindlicher Flieger?" erwiderl der Pfarrer. „Ja, Herr Pastor", antwortet der Landstürmer, „ich habe 13 Kinder zu Hause und bin in Urlaub gewesen!" (Jugend.)

Ein Oberfeuerwerker, der auf dem Wege zu den Batteriestellungen von einem Kanonier begleitet wird, versucht, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Vergeblich. Der Kanonier hat offenbar seine eigenen, tiefgehenden Gedanken. Plötzlich fragt der Kanonier: „Herr Oberfeuerwerker, wat jibt et für Kartuschen?" — „Ja, mein Lieber, das läßt sich nicht mit wenigen Worten auseinandersetzen. Aber da Sie so fernbegierig sind, will ich Ihnen einen Ueberblick geben." Nachdem er nun eine Viertelstunde lang über den Gegenstand gesprochen hatte, erhielt er die trockene Antwort: „Ne, hat mein ich ja nich; ich meine, wat jibt et für Kartuschen, wenn man welche findet?

Zum Warenmangel. „Sie grüßen ja den Herrn Müller drüben so überaus höflich!" — „Wissen Sie, das ist mein bester Kunde — seit drei Jahren hat der nicht das geringste bei mir gekauft . . .!"

(Fliegende Blätter.)

Amerikanische Gerichte haben die Mörder der unglücklichen Deutschen nicht bestraft, das ist die Gerechtigkeit für die Wilson-Herrschaft!


Verkaufen Sie nicht anderweitig Papier, Bücher, Zeitungen, Akten, Lumpen,

Knochen, Wolle, Reutuch, Sackzeug, Weißglas, Eisen, Felle u. s. w.

Verkaufen Sie nur solches an uns,

denn wir zahlen anerkannt höchste Preise für alle Abfall-Produkte.

Theuring & Ackermann,

Gr. Brunnenstr. 60/61 Triftstr. 24 Gr. Brunnenstr. 60/61.

Lassen kostenlos abholen. Telephon 4363. Lassen kostenlos abholen.

Auskunftei Beyrich & Greve, Halle a. S. Gr. Steinstr. 31, I. Tel. 2144 erteilt Auskünfte über Vermögens-, Mitglieds-, Familien- und Privat-Verhältnisse auf alle Plätze. Beobachtungen u. Ermittlungen aller Art, streng diskret.

Zu den Kämpfen im Westen

finden Sie in unserer Kriegskarten-Mappe eine vorzügliche Kriegslandkarte. Die

Kriegskarten-Mappe der Hallischen Nachrichten

enthält zehn größtenteils mehrfarbige Karten von verschiedenen Kriegsschauplätzen und ist zu dem niederen Preis von 3.— Mark, auswärts 3.50 Mark nur durch uns oder unsere Zeitungsträgerinnen zu beziehen.

Hallische Nachrichten (General-Anzeiger für Halle und die Prov. Sachsen).

Für Papier, Bücher, Akten, Zeitungen, Lumpen,

Knochen, Wolle, Reutuch, Sackzeug, Weißglas, Eisen u. s. w.

erhalten Sie nur höchste Preise bei

Nur Domplatz 9. W. Theuring, Nur Domplatz 9.

Telephon 5659. 50944

Verkaufen Sie nicht anderweitig, bevor Sie von mir Preise eingeholt haben. Größtes Geschäft für Private und Geschäftshäuser am Platze.

Lasse kostenlos abholen.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191807283/fragment/page=0004